1,70 DM / Band 34
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

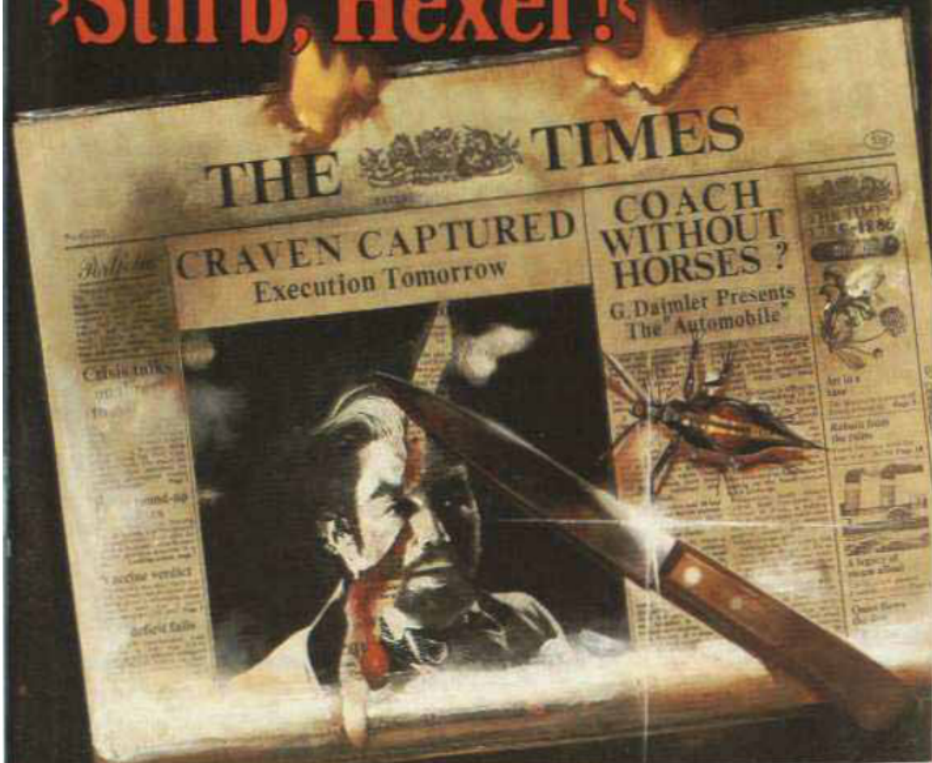
BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

›Stirb, Hexer!‹



Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 34

»Stirb, Hexer!«

Das Gesicht war in der Mitte gespalten. Ein klaffender Riß zog sich von seiner Kinnspitze bis zum Mund, spaltete Unter- und Oberlippe, zerteilte die Nase in zwei säuberlich getrennte Hälften und erweiterte sich über der Stirn zu einem fast handbreiten Dreieck, durch das man geradewegs in den Schädel des Mannes hineinblicken konnte. Aber darin war kein Gehirn. Keine mit Blut gefüllten Arterien und Venen, kein lebendes Fleisch. Im Kopf des Mannes war nichts als ein kompliziertes Sammelsurium aus Drähten, kleinen, vielfach durchbrochenen Scheiben und sich surrend drehenden Zahnrädchen.

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über; nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Howard Lovecraft – Väterlicher Freund und Mentor Cravens. Er bildete den Jungen nach dem Tod Andaras aus und begleitet ihn auf seinen gefahrvollen Reisen. Früher war Lovecraft ein MASTER im Ordensbund der Tempelritter, wurde aber abtrünnig, als er merkte, daßdie Ziele des Ordens, durch religiösen Wahn geleitet, eine Gefahr bedeuten. Seine Fähigkeit, die Zeit zu beeinflussen, hat er jedoch behalten.

Rowlf – Howards Leibdiener. Ein zwei Meter großer, gutmütiger Koloß. Nach außen hin nicht gerade mit Verstand gesegnet, in Wahrheit aber ein intelligenter, gewitzter Hüne, dem die Kraft eines Samson innewohnt.

Dr. Gray – Ein allseits bekannter und geachteter Arzt und Jurist – und auf beiden Gebieten eine Kapazität. Roberts Anwalt und ein alter Freund Howard Lovecrafts.

Die GROSSEN ALTEN – Die wahren Herrscher über die Erde. Ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – Die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist nur von kurzer Dauer. Nur durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vernichtet werden. Robert besitzt vier davon.

Das NECRONOMICON – Das Buch des Bösen. Einst verfaßt vom wahnsinnigen Araber Abdul Alhazred, enthält es Beschwörungen, düstere Geheimnisse – und den Schlüssel zur Macht, sich die Kräfte des Bösen Untertan zu machen und die Erde zu beherrschen. Das

NECRONOMICON lebt – es ist beseelt von einem finsteren Geist, der alle, die versuchen, es zu lesen, in Tod und Wahnsinn treibt. Es zu öffnen, bedeutet das Chaos.

Necron – Unter diesem Namen versuchte Abdul Alhazred, das NECRONOMICON, das ihm einst von Roderick Andara geraubt wurde, zurückzubekommen – was ihm auch gelang. Er erfuhr von Sieben Siegeln der Macht, die, zusammengefügt, in der Lage sind, den Kerker der GROSSEN ALTEN zu sprengen. Drei waren bereits in seinem Besitz, als es Robert Craven gelang, ihn endgültig zu vernichten.

Priscylla – Roberts Freundin. Er rettete sie vor Jahren vor dem sicheren Tod – und mußte erkennen, daß sie vom Geist einer Hexe besessen war. Zwar konnte Andara die Hexe vernichten, doch wurde damit auch Priscyllas Verstand zerstört. Dann geriet sie in Necrons Gefangenschaft. Als Robert sie endlich befreien kann, muß er erkennen, daß Necron ihren Geist mit dem des NECRONOMICON verschmolzen hat!

Die Tore – Das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Doch eine Reise in den Toren kommt fast einem Selbstmord gleich, denn der Weg führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen…

Die Tempelritter – Ein Geheimbund, der seit der Zeit der Kreuzzüge existiert und 1307 vom französischen König Phillip dem Schönen (scheinbar) zerschlagen wurde. Doch die Tempelritter bestanden weiter und haben heute in fast allen Ländern der Erde Logen. Ihr innerer Zirkel besteht aus den sogenannten MASTERN, die je ein »Spezialgebiet« beherrschen, z. B. der Storm-Master die Macht des Windes. Ihr oberster Ordensherr war Jean Balestrano, der bei den Kämpfen um Necrons Drachenburg ums Leben kam.

Sarim de Laurec – Einst ein MASTER des Templerordens, wurde de Laurec zum unberechenbaren Killer, als ein Splitter eines der Kristallhirne in seine Schläfe drang. Mit der Macht über mechanische Puppen ausgestattet, gehorcht er nun den Einflüsterungen der GROSSEN ALTEN.

* * *

Robert Cravens Kampf mit Necron um die SIEBEN SIEGEL DER MACHT ist vorüber. Der Alte vom Berge ist tot, die Drachenburg vernichtet. Vier der Siegel, die, zusammengefügt, den Kerker der GROSSEN ALTEN öffnen können, sind in Roberts Hand. Alles scheint sich zum Guten gewendet zu haben.

Aber der Schein trügt. Priscylla, Roberts Freundin, deren Geist mit dem des NECRONOMICON verschmolzen war, dämmert in einem Zustand zwischen Leben und Tod dahin – ihre Seele konnte den furchtbaren Schock nicht verkraften.

Shannon, der junge Drachenkrieger und Roberts Freund, starb von Necrons Hand; ebenso Shadow, die El-o-hym, mit der Robert kurz vor ihrem tragischen Tod noch eine gemeinsame Nacht verbrachte.

Aber auch Jean Balestrano, der Führer der Tempelritter, lebt nicht mehr. Zwar erkannte er noch, daß nicht Robert an den schrecklichen Geschehnissen die Schuld trug, doch konnte er seinen Befehl an das Heer seiner Ordensbrüder nicht mehr widerrufen. Für sie ist Robert Craven immer noch eine Kreatur des Bösen, die es zu töten gilt.

Allein Howard Lovecraft und sein treuer Diener Rowlf sind Robert geblieben, als er zusammen mit der geistesgestörten Priscylla nach London zurückkehrt – und geradewegs in ein neues Abenteuer läuft. Ein Golem, künstlich erschaffen, bricht das Gesetz der Götter, nach dem nur sie Leben schaffen dürfen. Eine uralte Prophezeiung erfüllt sich: Die Toten erheben sich aus ihren Gräbern, um den Frevel zu rächen.

Allein einem kleinen, bösartigen Kobold ist es zu verdanken, daß die Weissagung sich nicht erfüllen kann. Abn el Gurk Ben Amar Chat Ibn Lot Fuddel III., in unsere Welt verbannt, um einem »auserwählten« Opfer nichts als Pech und Schabernack zu bereiten, wird ausgerechnet von Robert aus seiner Flasche befreit – und spielt ihm einen bösen Streich nach dem anderen. Nur durch eine List gelingt es Robert, dem Kobold den Schwur abzunehmen, ihm bei der Vernichtung des Golems zu helfen… und ihn anschließend wieder in eine Flasche zu bannen.

Den Mord des Golems an einer jungen Französin, Veronique Rochelle, kann Robert allerdings nicht mehr verhindern – ein Umstand, der zu seinem weiteren Schicksal beitragen wird.

Inzwischen ist Sarim de Laurec, der Puppet-Master des Templerordens,

mit der Macht über mechanische Puppen ausgerüstet, noch immer auf freiem Fuß. Wir erinnern uns: Er wurde von einem Mann, der Robert Craven täuschend ähnlich sah, aus dem Hauptquartier der Templer befreit. De Laurecs Sinne sind verwirrt, seit ein Splitter eines Kristallhirns der GROSSEN ALTEN in seine Schläfe drang. Er ist nur noch von einem Wunsch beseelt: sich an den Menschen zu rächen, die er am meisten haßt – Robert Craven und Howard Lovecraft...

* * *

Langsam kam die Alptraumgestalt näher. Ihre Bewegungen waren eckig und sahen schwerfällig aus, und unter ihren Schritten ächzte der Boden. Ich starrte sie an, gelähmt vor Schrecken – aber nicht nur allein deshalb. Da war noch etwas anderes; etwas, das ich mir im ersten Moment nicht erklären konnte, das mich aber nachhaltig daran hinderte, auch nur einen Finger zu rühren.

Der Unheimliche kam unerbittlich näher, erreichte mein Bett und blieb stehen. Langsam, ganz langsam drehte sich sein Kopf, wobei ein leises, surrendes Geräusch zu hören war, dann blickte sein gespaltenes Gesicht auf mich herab, und in den kunstvoll bemalten Glasaugen glomm ein düsteres rotes Feuer auf.

Und im gleichen Moment erkannte ich ihn.

Der Mann vor mir war Howard! Oder wenigstens etwas, das wie Howard aussah...

Sein Gesicht, das nicht aus Fleisch, sondern aus... irgend etwas bestand, war bis ins letzte Detail das seine, und doch war es nicht Howard, nicht einmal ein Mensch, ja, nicht einmal ein lebendes Wesen, sondern eine Maschine, eine menschengroße, perfekt nachgebaute Puppe, die gekommen war, um mich zu töten!

Das Entsetzen gab mir zusätzliche Kraft. Verzweifelt bäumte ich mich in meinem Bett auf. Ich kam nicht frei, aber mein verzweifeltes Strampeln ließ die Decke ein Stück von mir herunterrutschen, so daß ich zumindest sehen konnte, warum ich nicht in der Lage war, mich zu bewegen.

Ich war gefesselt. Ein dünnes, tausendfach ineinandergedrehtes Gespinst aus haardünnen silbernen Drähten war aus dem Bettbezug hervorgewachsen und hatte sich wie eine zweite Haut über mein Nachthemd gelegt, so eng, daß hier und da dunkles Blut auf der

weißen Seide sichtbar wurde. Seltsamerweise spürte ich nicht den mindesten Schmerz.

Dafür schrie ich vor Entsetzen auf, als die gräßliche Howard-Karikatur sich über mich beugte und ich ihre Hände sah.

Es waren nicht die Hände eines Menschen, sondern ein stählernes, mit Krallen versehenes Skelett, bei dem jemand vergessen hatte, das Fleisch daraufzutun.

Und sie kamen näher, gierig gespreizt und voller unmenschlicher Stärke. Näher und näher und näher und

und ich erwachte mit einem Schrei, fuhr hoch und riß instinktiv die Hände vor das Gesicht, um mich vor dem Entsetzlichen zu schützen, das irgendwie den Weg in die Realität gefunden zu haben schien, denn die Angst wühlte weiter in mir. Ein Teil von mir begriff, daß alles nichts weiter als ein entsetzlicher Traum gewesen war, aber ein anderer, im Augenblick viel stärkerer, behauptete das Gegenteil. Alles war so unglaublich real gewesen. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es mir, mich wenigstens äußerlich zur Ruhe zu zwingen.

Mein Herz raste zum Zerspringen, als ich die Arme herunternahm. Mein Nachthemd klebte in großen, dunklen Flecken an meiner Haut, und mein Bett war schweißnaß. Die Decke lag irgendwo auf dem Boden. Ich mußte wie ein Kind gestrampelt und um mich getreten haben.

»Nur ruhig, alter Junge«, murmelte ich. »Es war nur ein Traum. Kein Grund, nervös zu werden.«

Nicht, daß es irgendwie geholfen hätte. Die Angst war noch immer da, und als ich mich vollends aufsetzte und die Beine vom Bett schwang, zitterten meine Hände so stark, daß ich kaum die Kraft hatte, mich in die Höhe zu stemmen.

Mißtrauisch sah ich mich in dem nachtdunklen Zimmer um. Alles schien normal, so, wie es immer gewesen war, vom ersten Tag an, den ich in diesem Haus lebte. Und doch…

Vielleicht war es nur eine Nachwirkung des Alptraumes, aber für einen Moment kam mir alles auf unmöglich in Worte zu fassende Weise falsch vor. Jedes Möbelstück stand an seinem Platz, jeder kleinste Fleck auf den Tapeten war so, wie ich ihn in Erinnerung hatte, und trotzdem – irgend etwas stimmte hier nicht. Es war, als wäre die Wirklichkeit um ein winziges Stückchen in die Richtung

verschoben, in der die Alpträume und der Wahnsinn nisteten. Es war nichts, was wirklich zu sehen oder zu erkennen gewesen wäre, aber ich spürte es. Überdeutlich.

Die Tür wurde mit einem Ruck aufgestoßen, und eine sehr blasse Mrs. Winden erschien in meinem Zimmer, eine Gaslampe in der Rechten. »Was ist geschehen?« fragte sie aufgeregt.

»Geschehen?« Ich verstand nicht gleich.

»Sie haben geschrien, Robert«, erklärte Mary. »Ich war gerade auf dem Weg in die Küche, um mir ein Glas Milch zu holen, und da habe ich Sie schreien hören.« Ihr Blick irrte unstet durch den Raum, als fürchtete sie, aus den Schatten könnten irgendwelche Dinge hervorspringen.

»Es ist nichts«, sagte ich. »Ich... habe geträumt. Ein schrecklicher Alptraum. Aber jetzt ist es vorbei.«

In meiner Stimme war ein Ton, der deutlich sagte, daß ganz und gar nichts vorbei war, und Mrs. Winden wäre nicht Mrs. Winden gewesen, wenn sie ihn nicht gehört hätte. Ihr Blick richtete sich wieder auf mich, und das Mißtrauen darin war zwar nun von gänzlich anderer Art, aber kaum weniger tief. »Nur ein Traum?« wiederholte sie.

Ich nickte, wurde mir plötzlich des Umstandes bewußt, daß ich im Hemd vor ihr stand, und bückte mich rasch nach meinem Hausmantel. Mary beobachtete mich scharf. Ich spürte ihre Blicke selbst noch, als ich mich herumdrehte und den Gürtel zuknotete.

»Fühlen Sie sich wohl, Robert?« fragte sie.

Ich nickte, schüttelte gleich darauf den Kopf und zuckte mit den Schultern. »So genau weiß ich das selbst noch nicht«, gestand ich. »Aber ich glaube schon. Es war ja nur ein Traum. Wenn auch ein sehr realistischer«, fügte ich mit einem gequälten Lächeln hinzu.

»Möchten Sie ihn mir erzählen?« fragte Mary. »Manchmal tut es gut.«

»Nein«, sagte ich. »Das möchte ich ganz und gar nicht.« Meine Worte waren ein wenig schärfer ausgefallen, als. ich selbst gewollt hatte, und so lächelte ich entschuldigend. »Tut mir leid, Mary. Ich bin...«

»Nervös, ich weiß.« Mary nickte. »Es ist nicht das erste Mal, daß Sie träumen in den letzten Tagen.«

»Natürlich nicht«, antwortete ich. »Jeder Mensch träumt, in jeder Nacht.«

»Unsinn!« Mary machte eine unwillige Handbewegung, setzte ihre Lampe auf der Kommode ab und trat dicht an mich heran. Sie reichte mir gerade bis zum Kinn, als sie so vor mir stand, aber sie brachte es fertig, daß ich mir klein und hilflos ihr gegenüber vorkam. »Sie wissen ganz genau, daß ich das nicht meine, Robert«, sagte sie streng. »Was ist los? Macht Ihnen noch immer dieses tote Mädchen Sorgen, diese Veronique Rochelle?«

Ich schwieg einen Moment, dann gab ich auf, lächelte ein flehendes Kapitulationslächeln und breitete die Hände aus. »Ich weiß es nicht«, gestand ich. »Aber seit ein paar Tagen wird es immer schlimmer. Vielleicht werde ich krank.«

»Vielleicht sind Sie es, Robert«, sagte Mary ernst. Sie schüttelte den Kopf, sah mich an, als wäre ich ein uneinsichtiges Kind, und seufzte hörbar. »Sie bringen sich um, Junge«, sagte sie. »Zum Teufel, Sie sollten einen guten Arzt aufsuchen und sich für ein paar Wochen in ein Sanatorium begeben.«

»Heda!« protestierte ich. »Ich bin noch nicht –«

»Sie sind ein verdammt zäher Bursche, Robert«, unterbrach sie mich. »Aber auch bester Schwedenstahl nutzt sich ab, wissen Sie? Sie sind gerade erst von einer Weltreise zurückgekommen, auf der Sie weiß Gott was erlebt haben, und Sie gönnen sich nicht einmal ein paar Tage, um sich zu erholen, sondern stürzen sich gleich kopfüber ins nächste Abenteuer? Was haben Sie vor? Ist das Ihre Weise, Selbstmord zu begehen?«

Ich widersprach nicht mehr. Mary Winden war eine der sehr wenigen nicht unmittelbar beteiligten Personen, die wußten, daß ich mehr war als ein reicher, leicht beknackter Müßiggänger – ein Image, das ich mir für die Öffentlichkeit sehr mühsam aufgebaut hatte und sorgsam pflegte. Und auch, wenn sie es nicht gewußt hätte, hätte sie es mit Sicherheit gespürt.

»Ich fürchte, es ist ein wenig komplizierter, Mary«, sagte ich resignierend. »Ich würde Ihrem Rat von Herzen gerne folgen, aber es ist wohl eher so, daß ich pausenlos von einer Bredouille in die andere gestoßen werde, statt mich hineinzustürzen.«

Mary seufzte. In ihren Augen blitzte es kampflustig. Aber sie seufzte nur. Und plötzlich lächelte sie. »Wie ist es, Robert?« fragte sie. »Ich

habe rein zufällig Kaffee gemacht – mögen Sie eine Tasse? Oder ziehen Sie es vor, wieder schlafen zu gehen?«

Einen Moment lang blickte ich auf mein Bett herab. Der Gedanke, mich wieder hineinzulegen und unter Umständen den abgebrochenen Traum zu Ende zu führen, erschien mir alles andere als verlockend. »Wie spät ist es?« fragte ich.

»Gleich drei«, antwortete Mary.

»Drei?« Ich seufzte. Dann fiel mir etwas auf. Mißtrauisch drehte ich mich zu Mary herum und sah sie scharf an. »Wie zum Teufel kommt es, daß Sie zu dieser nachtschlafenden Zeit Kaffee aufgebrüht haben?«

Mary sah plötzlich aus, als hätte ich sie beim Zuckerstehlen erwischt. »Ich... konnte nicht schlafen«, sagte sie zögernd.

»Und warum nicht?«

Mary lächelte unsicher. »Ich hatte einen Alptraum«, gestand sie verlegen.

* * *

Der Tag hatte schon schlecht begonnen. Angus Peabody hatte alles andere als gut geschlafen, sich beim Frühstück an zu heißem Kaffee die Zunge verbrüht und sich vor Schrecken das frische Hemd, das er angezogen hatte, mit Kaffee bespritzt – mit dem Ergebnis, daß er sich im letzten Moment hatte umziehen müssen, was seinen normalerweise auf die Minute geplanten Zeitablauf gründlich durcheinandergebracht hatte.

Was wiederum zur Folge hatte, daß er zu spät aus dem Haus kam, die Tramway verpaßte und dem von vier Pferden gezogenen Wagen ganze drei Haltestellen weit hinterherlaufen mußte – durch den strömenden Regen, der schon an sein Schlafzimmerfenster geklopft hatte, als er die Augen aufschlug.

Und das wiederum hatte zur Folge, daß er nicht nur völlig außer Atem, sondern auch noch bis auf die Wäsche durchnäßt und frierend und mit dem Kratzen einer bevorstehenden Erkältung im Hals an seinem Arbeitsplatz im Yard angekommen war; was ihm – quasi als letztes Glied der Kette, die mit einem zu heißen Schluck Kaffee begonnen hatte – nun auch noch den Spott seiner Kollegen eintrug.

Nein, dachte Angus Peabody übellaunig, während er die Lichtreflexe betrachtete, die die Flammen des Kaminfeuers in dem Glas in seiner Hand hervorriefen, gut hatte dieser Tag ganz gewiß nicht angefangen. Ganz gewiß nicht. Was nicht etwa bedeutete, daß er in irgendeiner Form besser weitergegangen wäre. Ganz im Gegenteil.

Es hatte am Morgen bei der täglichen Besprechung seinen Fortgang genommen, eine reine Routineangelegenheit – eigentlich –, die schon fast zum Zeremoniell erstarrt war und bei der sie alle nichts anderes taten, als im Halbkreis auf unbequemen Stühlen vor Inspektor Cohens Schreibtisch zu sitzen und einer nach dem anderen aufzustehen, um ihm im Telegrammstil die Ereignisse des vergangenen Tages zu berichten – die er ohnehin schon wußte. Aber etwas war anders gewesen an diesem Morgen: Nachdem sie ihren Frührapport beendet hatten, hatte Cohen sie fortgeschickt, wie immer – das hieß, die anderen, ihn nicht.

Peabody schloß die Hand so fest um das Glas, daß das geschliffene Kristall hörbar knirschte, und für einen Moment erfreute er sich an der albernen Vorstellung, es wäre Cohens Hals, den er da genüßlich zusammendrücken würde. Er glaubte seine Stimme direkt zu hören, und vor allem den hämischen Unterton darin, als er ihm ohne Umschweife erklärt hatte, daß gewisse höhere Dienststellen eine Weiterführung seiner Untersuchungen gegen eine gewisse Gruppe nicht gutheißen würden. Außerdem würde man im Ministerium eine Beförderung Peabodys erwägen, die allerdings eine Versetzung nach Aberdeen in Schottland nach sich ziehen würde.

Cohen hatte sich gar nicht deutlicher ausdrücken müssen. Angus wußte auch so, daß er bei seinen Nachforschungen einigen hohen Tieren etwas zu heftig auf die Zehen getreten war.

Zuerst hatte er ja auch geglaubt, es ginge bei seinen Ermittlungen nur um einen kaum ernstzunehmenden okkult-religiösen Geheimbund, der sich durch Geld und Drohungen Einfluß und Macht verschaffen wollte: ein Vorhaben, an dem schon Legionen von Spinnern und Fanatikern gescheitert waren. Jetzt sah es aus, als müsse er diese Meinung gründlich revidieren. Dieser seltsame Orden hatte sich bereits genug Einfluß verschafft, um selbst die britische Polizei ausschalten zu können. Zumindest den Teil der britischen Polizei, der auf den Namen Angus Peabody hörte...

»Sie müssen sich nicht sofort entscheiden, Peabody«, hatte Cohen gesagt, mit einem Lächeln, das sehr deutlich machte, daß die Entscheidung in Wahrheit längst gefallen war und es ohnehin

niemanden mehr interessierte, was er von dieser Beförderung hielt.

»Aber spätestens in einer Woche müßten Sie Ihr Versetzungsgesuch einreichen. Es sei denn, Ihnen liegt etwas an einer weiten Reise.« Er hatte abermals gelächelt, aber auf eine Art, die sagte: Zum Beispiel nach Kalkutta, mein lieber Angus. Der Posten des dortigen Amtsschreibers wäre noch frei.

Verdammtes Arschloch, dachte Peabody zornig. Er hatte längst selbst begriffen, daß er nicht das Zeug zu einem wirklichen Spitzenpolizisten hatte und sein Leben wohl immer nur als nützliches, aber austauschbares Rädchen im gewaltigen Getriebe Scotland Yards verbringen würde. Aber es war einfach unfair! Zum allerersten Mal in seiner tristen Karriere war er einer wirklich großen Sache auf der Spur gewesen, er ganz allein.

Und Cohen dankte es ihm, indem er ihn schlichtweg in die Wüste schickte.

»Schauen Sie mich nicht so an, Peabody«, war er fortgefahren. »Mir tut die ganze Sache ebenso leid wie Ihnen. Sie waren ein verdammt guter Assistent. Ich werde Sie sehr vermissen. Kopf hoch, Junge! Reißen Sie sich am Riemen. Schottland liegt nicht am Ende der Welt, und es soll durchaus seine Reize haben. Jetzt räumen Sie Ihren Schreibtisch auf, und dann gehen Sie nach Hause und ruhen sich von dem Schock aus. Sie sind bis zum Dienstantritt auf Ihrem neuen Posten beurlaubt!«

Für Angus war es wie ein Blitz aus heiterem Himmel gewesen. Gestern erst war es ihm endlich gelungen, sich auf die Spur eines Franzosen zu setzen, der zu den hochrangigsten Mitgliedern dieses seltsamen Geheimbundes zu zählen schien. Er hatte schon geglaubt, durch eine geschickte Überwachung de Laurecs tiefer in die Verbindungen und Geheimnisse dieses Ordens eindringen und möglicherweise sogar etliche sonderbare Ereignisse der letzten Jahre erklären zu können, die ihm mit einem Male in einem ganz anderen Licht erschienen waren. Angus war sich sicher, diesen Templern, wie sie sich nannten, bei entsprechenden Nachforschungen mehr als ein paar kleine Vergehen nachweisen zu können.

Doch damit war es jetzt vorbei. Aus, dachte er, fuhr sich mit der Hand über die Augen und kippte sein Glas in einem Zug hinunter; nur, um sich von einem Clubdiener sofort ein neues bringen zu lassen. Beiläufig grüßte er einen flüchtigen Bekannten, der den Club betrat, und wandte sich dann seinem Exemplar der Times zu, um den anderen

zu zeigen, daß er in Ruhe gelassen werden wollte.

Während sein Blick über die dicht bedruckten Zeilen glitt, ohne daß er in Wirklichkeit auch nur einen einzigen Buchstaben las, schweiften seine Gedanken wieder ab. Er war der Lösung so nahe gewesen. So verdammt nahe! dachte er bitter. Nein, es war einfach nicht fair.

Als Angus Peabody an diesem Punkt seiner Überlegungen angekommen war, spürte er, daß ihn jemand beobachtete. Er sah von seiner Zeitung auf, nippte gedankenverloren an seinem Glas und musterte die Männer im Club mit geübtem Blick. Die meisten gehörten wie er zu den Polizeioffizieren des Scotland Yard, wenngleich die meisten höheren Chargen entstammten, denn ein Mann wie er konnte sich einen Aufenthalt hier im Club nicht jeden Tag leisten. Allenfalls einmal im Monat. Oder wenn er gerade gefeuert worden war, fügte er bitter hinzu.

Trotzdem fuhr er – rein gewohnheitsmäßig – mit seiner Beobachtung fort. Ein paar Rechtsanwälte waren da, ein Richter des Old Bailey und mehrere Männer, die als Schöffen bei den Schwurgerichtsverhandlungen fungierten, wenn er sich richtig erinnerte. Angus kannte sie fast alle, seit er selbst Mitglied des Oldson-Clubs geworden war. Aber nur die allerwenigsten kannten ihn. Und keiner war darunter, der auch nur in seine Richtung blickte.

Trotzdem wurde das Gefühl, angestarrt zu werden, immer heftiger in Angus. Und es war ein sehr unangenehmes Gefühl.

So wie er jetzt, dachte er nervös, mußten sich wohl viele gefühlt haben, die er in Erfüllung seines Dienstes beschattet hatte. Damals hatte er über die oft hektischen Reaktionen der Leute gelächelt. Ja, er hatte sie sogar vorherberechnen können und in seine Planung einbezogen. Es war ihm niemals in den Sinn gekommen, daß er selbst einmal die gleichen Gefühle haben würde. Seine Handflächen wurden feucht. Unsicher faltete er die Zeitung zusammen, legte sie auf das kleine Kamintischchen neben sich und wischte sich die Hände an seinem Taschentuch ab.

Ein schlanker Mann in einem dunklen Prince-Albert-Rock betrat jetzt den Club und sah sich kurz um. Seine ohnehin gutgelaunte Miene hellte sich noch mehr auf, als er Angus allein an seinem Tisch sitzen sah. Er reichte einem Diener seinen Hut und den Schirm und steuerte zielstrebig auf Angus zu.

»He, Peabody, willst du deinen letzten Tag im Rausch verbringen,

oder feierst du eine Ein-Mann-Abschiedsparty?« fragte er. Seine Stimme war von geradezu aufreizender Fröhlichkeit. In seinen Augen blitzte es spöttisch.

Peabody schluckte im letzten Moment einen Fluch herunter und versuchte wenigstens, ein halbwegs freundliches Gesicht zu machen.

Es blieb bei einem Versuch. Albert Edward Tailworthern, der zweite Assistent Cohens, der jetzt wohl seinen Posten erhalten würde, war nicht gerade der Mann, nach dessen Gesellschaft er sich sehnte. Zumal Tailwortherns Benehmen überdeutlich zeigte, daß er über das Gespräch am Morgen informiert war.

Angus hatte das Gefühl, in der rauchgeschwängerten Luft hier drinnen zu ersticken – und er hatte nicht nur das Gefühl, daß er gleich die Faust ballen und sie Tailworthern zum Abschied mitten in das grinsende Gesicht setzen würde. Er sprang so abrupt hoch, daß er dabei den Stuhl umstieß, drängte sich mit einer gemurmelten Entschuldigung an Tailworthern vorbei und stürzte zur Tür hinaus.

Erst als er vor dem Eingangsportal des Clubs stand, hatte er sich wieder soweit in der Gewalt, daß er stehenbleiben konnte, ohne sich auf den nächsten Passanten zu stürzen und ihn grün und blau zu schlagen.

Angus war sich der Tatsache bewußt, daß er im Moment wohl ganz zu der Gruppe gehörte, die er normalerweise zu verhaften pflegte: Menschen, die entweder zu viel getrunken oder zu viel erlebt hatten, um noch ganz zurechnungsfähig zu sein, und dann Dinge taten, an die sie normalerweise nicht einmal denken würden. Bei ihm traf beides zu, und er wußte es. Aber dieses Wissen nutzte nicht besonders viel.

Er lehnte sich an die Hauswand, sog die feuchtwarme Luft tief in die Lungen und schloß für einen Moment die Augen. Dichte Nebelschwaden zogen die Straße hinauf und dämpften das Licht der Gaslaterne neben dem Club zu einem düsteren, gelben Schimmer, der kaum bis zum Boden reichte. Es war kalt. Sein Herz jagte.

Plötzlich glaubte Angus jemand neben sich zu sehen, stieß sich von der Wand ab und schnellte erschrocken herum. Doch der Gehsteig vor ihm war leer. Nur ein Stück zerfetztes Papier lag vor seinen Füßen. Angus bückte sich danach – eigentlich ohne selbst zu wissen, warum – und hob es auf. Es war ein Teil einer alten Zeitung, den irgend jemand abgerissen hatte, um etwas darauf zu notieren. Neugierig geworden, trat Angus damit weiter unter die Lampe und überflog die hastig

dahingekritzelte Zeile.

»Peabody, wenn du dies liest, bist du schon tot!« stand dort. »Du hast es bloß noch nicht gemerkt.«

Angus Peabody fuhr sich verstört mit der Linken über die Augen, hielt das Blatt höher ins Licht und starrte aus ungläubig geweiteten Augen auf die Worte. Aber sie blieben. Einen Moment lang zweifelte Angus Peabody einfach an seinem Verstand. Den nächsten Moment überlegte er ernsthaft, ob er vielleicht mehr getrunken hatte als gut war.

Und dann wußte er es. »Tailworthern«, murmelte er. Natürlich. Dahinter steckte dieser infantile Idiot Tailworthern – und wahrscheinlich stand er jetzt in irgendeinem Schatten und lachte sich einen Ast, während er ihn belauerte.

Angus knüllte das Blatt wütend zusammen, ließ es fallen und kickte es mit dem Fuß davon. Von brodelndem Zorn erfüllt, sah er sich um. Sein Blick bohrte sich in die wattigen Nebelschwaden, die die Straße entlangtrieben. Im ersten Moment sah die Straße so aus wie immer. Und doch... er vermißte die Passanten, die sonst um diese Zeit die Gehsteige bevölkerten. Keine einzige Kutsche ratterte über das Kopfsteinpflaster, ja nicht einmal eine streunende Katze war zu sehen. Außerdem herrschte eine Friedhofsstille, die von keinem einzigen Geräusch durchbrochen wurde.

Für einen Moment wich sein Zorn auf Tailworthern eisiger Furcht. Eine unsichtbare, kalte Hand schien seinen Rücken zu streifen. Unsicher drehte er sich zum Clubhaus um. Die Fenster des mächtigen, im frühviktorianischen Stil erbauten Hauses waren hell erleuchtet, aber es war unheimlich still. Kein Laut drang aus seinem Innern auf die Straße. Und wenn doch, so schien ihn der Nebel zu verschlucken.

Verwirrt drehte sich Angus noch einmal im Kreise und trat auf das Portal zu. Doch seine Hand führte die Bewegung zum Türklopfer nicht zu Ende, als er daran dachte, wie Tailworthern über ihn lachen würde, wenn er jetzt in den Club zurückkommen würde. Außerdem war ein Nebel wie dieser für London gar nichts Besonderes, und es war auch nicht selten, daß der Nebel die Geräusche dämpfte.

Wenigstens versuchte er sich das einzureden.

Trotzdem beschloß er, sich an der nächsten Kreuzung eine Droschke zu nehmen.

Doch als er sie erreichte, nach Minuten, die ihm wie Ewigkeiten

vorgekommen waren, war weit und breit kein Wagen zu sehen. Zuerst wollte Angus schlichtweg warten, bis eine Droschke kam. Doch dann hörte er etwas, was ihn diesen Gedanken sehr schnell vergessen ließ – das harte, abgehackte Stampfen schwerer Schritte, aus dem seine überreizten Nerven und der Alkohol dumpfen Trommelschlag werden ließen. Angus spürte, wie sich die feinen Haare in seinem Nacken und auf seinen Handrücken vor Furcht aufstellten. Seine Kehle wurde trocken. Er schluckte mehrmals, um den widerlichen Geschmack der Angst fortzubekommen, der sich plötzlich in seinem Mund breitmachte.

Es sind nur Schritte! dachte er hysterisch. Nichts als Schritte. Kein Grund, sich aufzuregen!

Aber es waren eben nicht nur Schritte.

Angus spürte mit den über lange Jahre sensibilisierten Sinnen eines Polizisten, daß da kein harmloser Passant auf die Kreuzung zukam, sondern...

Er wußte es nicht.

Aber er hatte auch keine sonderliche Lust, es herauszufinden.

Alles, was er hatte, war erbärmliche Angst.

Er blickte hastig in die Nebenstraße, ob von dort nicht endlich eine Kutsche kam. Doch als auch dort alles gespenstisch ruhig blieb, ging er, von immer stärker werdender Angst getrieben, die er vergeblich mit dem harmloseren Wort Unruhe zu kaschieren versuchte, los.

Zuerst versuchte er sogar noch, gemächlich die Straße entlangzuschlendern, schon Tailwortherns wegen, der vielleicht hinter der nächsten Ecke stand und sich ausschüttete vor Lachen. Doch fast gegen seinen Willen wurde er von Schritt zu Schritt schneller. Er hörte, wie der Fremde hinter ihm die Kreuzung erreichte, kurz stehenblieb und dann hinter ihm herkam. Angus beschleunigte seine Schritte abermals, doch der Abstand zu dem anderen blieb gleich. Er ging langsamer. Auch der andere ging langsamer. Jetzt war Angus sicher, daß es kein Zufall war.

Und fast wäre er froh gewesen, hätte er wirklich Tailworthern hinter sich gewußt. Aber irgendwie war er sicher, daß es nicht Tailworthern war.

Angus blieb stehen – auch die Schritte seines unheimlichen Verfolgers

brachen ab –, blickte konzentriert in die grauen Schwaden hinter sich, ohne indes mehr als einen verschwimmenden Schatten zu gewahren, und lief nach kurzem Zögern auf das nächstbeste Haus zu. Doch als er den Türöffner anschlug, blieb alles still. Nur die Schritte des Fremden drangen durch die Nacht. Und sie kamen immer näher.

Angus schlug mit beiden Fäusten gegen das rauhe Holz der Tür, doch das einzige, was er erreichte, war, daß er sich die Knöchel blutig schrammte. Voller jäh aufflammender Angst rannte er zu einem Fenster, rüttelte daran und versuchte kurzerhand die Scheibe einzuschlagen. Er hätte ebensogut gegen die Wand treten können. Das Glas schien härter als Stahl.

Der Fremde war keine zwanzig Yards mehr hinter ihm, als Angus endlich von dem Haus abließ, das sich ihm auf so unheimliche Weise verschlossen hatte, und wie von Furien gehetzt die Straße hinunterrannte. Für einen winzigen Augenblick schöpfte er Hoffnung, den Fremden im Nebel abschütteln zu können.

Aber nur für einen Moment.

Dann hörte er die Schritte wieder hinter sich. Und Augenblicke später glaubte er den Atem des anderen im Nacken zu spüren.

* * *

Die Uhr unten in der Halle schlug sieben, aber Mary und ich saßen noch immer in der Küche beieinander. Die Wärme in meinen Handflächen stammte von der mittlerweile sechsten Tasse von Marys höllisch starkem Kaffee, mit dem ich mein Herz malträtierte, und in meinem Kopf hatte sich jener dumpfe Druck ausgebreitet, der von zu wenig Schlaf und zu viel Koffein kündete.

Und trotzdem fühlte ich mich wohl wie seit langem nicht mehr. Mary und ich hatten geredet, die ganze Zeit über – das hieß, ich hatte geredet, und Mary hatte auf ihre unnachahmlich sanftmütige Art zugehört und mich mit frischem Kaffee versorgt. Wir hatten nichts Weltbewegendes diskutiert, sondern einfach über dies und jenes gesprochen, kleine Dinge des täglichen Lebens, die im Grunde völlig unwichtig waren. Aber manchmal tat es unbeschreiblich wohl, einmal nicht über den Untergang der Welt oder das Ende der menschlichen Rasse reden zu können.

»Noch einen Kaffee?« fragte Mary, als ich die Tasse geleert hatte. Ich

nickte, und sie stand auf, um zum Ofen zu gehen. In diesem Moment drang der dumpfe Hall des Türklopfers aus dem Haus zu uns herab. Mary blieb stehen, runzelte demonstrativ die Stirn und sah auf die Uhr. Natürlich wäre es nicht ungewöhnlich, wenn um diese Zeit Lieferanten oder Dienstboten gekommen wären – London begann jetzt mit Macht zu erwachen, und die Straßen hatten sich sicher schon mit Leben gefüllt. Aber es war eindeutig ungewöhnlich, daß jemand durch die Vordertür Einlaß begehrte, denn wer immer dieser Jemand war, er mußte wohl zu mir wollen – und es gab unter denen, die mich auch nur halbwegs kannten, absolut niemanden, der nicht gewußt hätte, wofür ich Besuche vor der Mittagsstunde hielt: für vorsätzliche Körperverletzung.

Verwirrt stand ich auf. »Ich gehe zur Tür«, sagte ich. »Harvey wird sicher noch schlafen.« Harvey Davidson war nun schon mein dritter Butler am Ashton Place, nach Henrys tragischem Tod und Charles' Abschiebung ob der Geschehnisse um die Killer-Motten.

Mary war wie fast immer schneller. Sie schüttelte nur stumm den Kopf, stellte die Glaskanne mit dem frisch gebrühten Kaffee vor mir auf den Tisch und rauschte aus der Tür, ehe ich auch nur Zeit fand, zu widersprechen. Augenblicke später hörte ich sie oben die Haustür öffnen, und in der nächsten Sekunde erkannte ich die Stimme meines alten Freundes Dr. Gray. Entspannt ließ ich mich wieder zurücksinken, schenkte mir einen neuen Kaffee ein und freute mich auf Grays Gesicht, wenn Mary ihn hereinführen würde.

Meine Erwartungen wurden erfüllt. Gray erstarrte mitten im Schritt, als er mich am Küchentisch sitzen sah. Sein Unterkiefer klappte herunter, und für einen Moment sah er ganz so aus wie jemand, der nichtsahnend um eine Ecke gebogen war und ein leibhaftiges Gespenst erblickt hatte. Aber er fing sich rasch wieder.

»Robert?« fragte er. »Sind Sie schon auf – oder noch?«

»Beides«, gestand ich, deutete mit einer Kopfbewegung auf einen freien Stuhl und gab Mary gleichzeitig zu verstehen, eine weitere Tasse zu bringen. »Ich konnte nicht schlafen, und Marys Kaffee hat mir geholfen, den Rest der Nacht zu überstehen. Was führt Sie mitten in der Nacht zu mir, Doktor?«

Gray verbiß sich die Antwort, die ihm sichtlich auf der Zunge lag, nippte statt dessen an seinem Kaffee und klappte seinen Aktenkoffer auf, um einen Moment darin herumzukramen. »Ich hoffe, du hast dich mittlerweile wieder in London eingewöhnt, Robert«, sagte er,

allerdings ohne mich anzusehen oder den Blick auch nur von dem Notizzettel zu nehmen, den er seinem Koffer entnommen hatte. »Es geht doch nichts über ein gemütliches Zuhause, oder?«

Seine Worte brachten mich auf etwas, das ich beinahe vergessen hätte – und das zu erwähnen ich eigentlich keine Lust hatte. Der Morgen war trotz allem zu angenehm, um ihn mit Unangenehmem zu verderben. Aber wenn er schon einmal da war...

»Nun ja, gemütlich ist es nicht unbedingt«, sagte ich. Gray blickte mich über den Rand seines Zettels hinweg prüfend an, besaß aber nicht den Anstand, mir ein Stichwort zu geben, so daß ich gezwungen war, weiterzureden. »Wenn mich nicht alles täuscht, mein lieber Doktor, habe ich Ihnen doch aus den Staaten gekabelt, daß Sie das Haus renovieren lassen sollen, bevor ich nach London zurückkomme, oder? Aber wenn ich mich so umsehe, hätte ich mir das Telegramm auch sparen können. Das Haus ist um keinen Deut besser eingerichtet als bei meiner Abreise. Ich habe eher im Gegenteil das Gefühl, daß während meiner Abwesenheit alles noch mehr verfallen ist. Haben Sie mein Telegramm nicht bekommen?«

Gray legte sein Gesicht in kummervolle Falten und sah mich unglücklich an. »Doch«, sagte er.

»Und?«

Gray seufzte, ließ seinen Zettel vollends sinken und rückte seine Brille zurecht. »Robert, du weißt doch, daß ich jeden deiner Aufträge so schnell wie möglich ausführe«, sagte er vorwurfsvoll. »Natürlich habe ich auf dein Telegramm aus New York sofort reagiert. Du hättest das Haus vor vier Wochen sehen sollen – die reinste Großbaustelle.« Er warf einen beistandheischenden Blick in Marys Richtung, die auch gehorsam nickte.

»Und?« Allmählich begann ich wirklich ärgerlich zu werden. Gestern hatten der alte Harvey und Mrs. Winden ebenso herumgedruckst, als ich sie auf die nicht erfolgte Renovierung angesprochen hatte. Und jetzt schien Dr. Gray ebenfalls Gefallen daran zu finden, sich als faltige Sibylle zu produzieren.

»Jetzt sagen Sie klipp und klar, warum mein Haus nicht renoviert wurde«, verlangte ich. »Ist nicht mehr genug Geld auf meinem Konto?«

»Unsinn«, sagte Gray. Er beugte sich vor, gewann ein paar Sekunden damit, einen Schluck Kaffee zu schlürfen, und musterte mich

weiterhin mit unglücklichem Blick. »Wir haben es ja versucht«, erklärte er. »Aber es ging nicht. Du weißt ja selbst, daß ich stets dafür war, Ashton Place 9 in einen Zustand zu bringen, der einem Haus wie diesem gebührt. Nicht, daß es verfallen aussieht. Wenigstens von außen nicht«, fügte er mit einem eindeutig unbehaglichen Blick in die Runde hinzu. »Tatsache ist, daß das Haus es nicht zuließ, daß etwas an seiner Bausubstanz geändert wurde.«

Ich starrte ihn an, suchte nach einer einigermaßen intelligenten Antwort und fand sie: »Hä?«

Gray nickte betrübt. »Wir haben es erst bemerkt, als die Handwerker schon im Haus waren. Zuerst fielen nur die neuen Tapeten während der Nacht wieder von der Wand, aber dabei hat sich keiner etwas gedacht. Ein paar arme Gesellen und Lehrburschen haben Prügel von ihren Meistern bezogen, das war alles. Dann sprang die neue Vertäfelung der Bibliothek aus der Wand, kaum daß der letzte Nagel eingeschlagen war. Später nahmen die Wände schließlich nicht einmal die Farben an, die daraufgepinselt wurden. Als dann auch noch während der Arbeit die Leitern umfielen und sich ein Mann das Bein brach, kam es zu einem kleinen Aufstand. Die Leute zogen wutschnaubend ab.« Er seufzte. »Es hat mich – genauer gesagt, dich – eine schöne Stange Geld gekostet, die ganze Sache zu vertuschen.«

Ich hätte meine Fähigkeit, Wahrheit und Lüge auseinanderzuhalten, nicht gebraucht, um zu erkennen, daß Gray meinte, was er sagte. Sein Gesicht war verknittert und zeigte einen unbestreitbaren Ausdruck von Enttäuschung – und Zorn. Jetzt erinnerte ich mich auch wieder, wie oft er mich gedrängt hatte, das zwar repräsentative, aber irgendwie düster wirkende Haus instandsetzen zu lassen. Jetzt hatte ich es endlich eingesehen – und er mußte begreifen, daß er mir einen schlechten Rat gegeben hatte. Und das ist wohl das Schlimmste, was einem Anwalt passieren kann. Ganz besonders, wenn er Dr. Dr. Gray hieß und nichts so wenig vertrug wie Kritik.

Trotz meines Ärgers verspürte ich fast Mitleid mit ihm. Er hatte das Beste gewollt.

»Dann versuchen wir es noch einmal«, sagte ich. »Beauftragen Sie einfach andere Handwerker. Männer von außerhalb meinetwegen. Sie wissen ja, warum ich darauf drängte, das Haus umzubauen. Ich will es Priscylla ersparen, in diese düstere Umgebung zurückzukehren, in der sie so viel Schlimmes erlebt hat.«

»Sie wollen sie wirklich wieder ins Haus nehmen?« fragte Gray

zögernd.

»Warum nicht? Sie ist nicht mehr wirklich krank«, antwortete ich. »Und in der Klinik, in der sie jetzt ist, kann sie auch nicht besser versorgt werden als hier. Mary wird sich um sie kümmern. Aber vorher muß dieses Haus in Ordnung gebracht werden. Möglicherweise hilft ihr eine heitere Umgebung, die entsetzlichen Ereignisse zu vergessen und wieder zu sich selbst zu finden.«

»Ich tue mein Möglichstes«, sagte Gray achselzuckend. »Aber ich übernehme keine Garantie. Weiß der Teufel, was mit diesem Haus los ist.«

»Vielleicht sollte ich es aufgeben«, murmelte ich.

Gray starrte mich an. »Andara-House aufgeben?« wiederholte er ungläubig. »Robert, das kannst du nicht wirklich denken. Gerade jetzt, wo du die Chance hast, in die höchsten Kreise der Gesellschaft aufzurücken.«

Ich sah ihn fragend an.

»Ich war fleißig während deiner Abwesenheit«, erklärte Gray zufrieden. »Ich habe dein Image kräftig aufpoliert, Robert. Du mußt dich natürlich in Zukunft aus den magischen Zirkeln der Stadt heraushalten, aber das wird dir sicher nicht so schwer fallen. Seit der verunglückten Seance mit Lady McPhaerson haben die okkulten Spinner Angst davor, mit dir in Verbindung zu treten. Stell dir doch vor, was Andara-House für einen prächtigen Rahmen für Abendgesellschaften und Parties abgäbe.«

»Wissen Sie, was mich Ihre sogenannten besseren Kreise können, Doktor?« fragte ich zornig. »Dr. Gray, Sie träumen. Ich bin nicht der Mann, der sich in diesen Kreisen wohlfühlen würde, und das wissen Sie. Ich will nur, daß Pri wieder gesund wird. Dazu ist mir jedes Opfer recht. Und dieses Haus hier zu verlassen, dürfte wohl das geringste Opfer sein. Außerdem glaube ich sowieso, daß es für mich besser ist, London die nächste Zeit zu meiden. Ich habe genug Aufsehen erregt. Mehr, als mir lieb sein kann.«

Seltsamerweise schienen meine Worte Gray eher zu erfreuen. Der Anflug eines Lächelns trat auf sein Gesicht.

»Was ist daran so komisch, Doc?« fragte ich. »Immerhin stehe ich unter Mordverdacht – wenn auch nicht offiziell.«

»Stehst du nicht«, behauptete Gray und klappte seinen Koffer wieder auf. »Das ist der Grund, aus dem ich überhaupt komme – hier.« Er reichte mir ein engbeschriebenes, sehr amtlich aussehendes Stück Papier über den Tisch. »Ich habe gestern abend mit dem Lordoberrichter von London gesprochen; Lord Darender. Dieser unsinnige Verdacht bezüglich des Mädchens ist vollständig aus der Welt geschafft. Du brauchst dir hier keine Sorgen mehr zu machen! Du bist rehabilitiert. Die Untersuchung wurde eingestellt.«

* * *

Der Nebel trieb auseinander, und für einen Moment erhaschte Angus einen Blick auf die gegenüberliegende Straßenseite – und die schmale Lücke zwischen den beiden Häusern, wo ein Stück Boden unbebaut geblieben war, zu schmal für eine Gasse, aber zu breit, um ihn mit Mauerwerk auszufüllen.

Und vielleicht die Rettung.

Ohne auch nur zu überlegen, fuhr er herum, überquerte im Laufschritt die Straße und fand sich in einer schmutzigen, nach abgestandenem Wasser und Abfällen riechenden Gasse wieder, die so schmal war, daß seine Schultern rechts und links an den feuchten Wänden entlangscheuerten. Es war so dunkel, daß er kaum die berühmte Hand vor Augen sehen konnte. Nur der Nebel war da, denn die grauen Schwaden waren ihm auch hierher vorausgeeilt, wie ein Rudel spöttischer kleiner Tiere, das ihn bereits erwartete.

Angus verscheuchte die Vorstellung, lief weiter und fand sich plötzlich in einem kleinen, auf allen Seiten von hohen feuchtglitzernden Mauern umschlossenen Hinterhof wieder, auf dem sich Müll und Unrat türmten. Auf einem Mauervorsprung hockte eine dürre Katze und blickte Angus aus funkelnden gelben Augen an. Als er ihr zu nahe kam, sprang sie mit einem drohenden Fauchen hoch, ließ warnend die Krallen aufblitzen und verschwand in der Dunkelheit.

Es war das erste Zeichen von Leben, das Angus außer den harten Schritten seines Verfolgers registrierte, und obwohl es ein äußerst unfreundliches Zeichen gewesen war, spürte er nichts als Erleichterung. Der Nebel und die unheimlichen Schritte, die stets abbrachen, wenn er stehenblieb und nach seinem Verfolger Ausschau hielt, hatten ihn mit einer Angst erfüllt, die weit über die Grenzen des Erklärbaren hinausging. Für Momente hatte er wirklich an seinem Verstand gezweifelt. Und da war dieses Haus gewesen, dessen Fenster

so hart wie Eisen gewesen waren und dessen Wände seine verzweifelten Schläge und Hilferufe verschluckt hatten...

Unsicher blickte er in die Richtung, aus der die Schritte kommen mußten. War er jetzt endlich diesem menschlichen Bluthund entkommen? Er wurde langsamer, blieb einen Moment stehen und lauschte mit geschlossenen Augen. Nichts. Alles blieb still. Er hörte nur das Rauschen seines eigenen Blutes in den Ohren, und er spürte den dumpfen Schlag seines Herzens bis in die Fingerspitzen. Keuchend und vollkommen erschöpft taumelte er gegen eine der Wände und lehnte sich dagegen. Der Gestank, der von den Abfällen hochstieg, verursachte ihm Übelkeit, und die Dunkelheit schloß sich wie eine erstickende Decke um ihn. Er war so schnell gerannt, daß die Atemzüge wie scharfe Messer in seine Kehle schnitten, und ein unbeschreiblich widerlicher Geschmack breitete sich auf seiner Zunge aus. Trotzdem hätte er diesen Ort gegen keinen anderen auf der Welt eingetauscht.

Bis zu dem Moment wenigstens, in dem er allmählich begriff, daß er keine Ahnung hatte, wo er sich überhaupt befand. Es war beinahe lächerlich – aber Angus Peabody hatte sich verirrt. Er, der sich in London so gut auszukennen rühmte wie kein zweiter. Inspektor Cohen hatte ihn ja schon halb im Scherz einen lebenden Stadtplan genannt.

Doch an die Gasse, in der er sich jetzt befand, konnte er sich beim besten Willen nicht erinnern. Er wußte nur, daß sie in diesem halbwegs wohlhabenden Viertel ziemlich fehl am Platze wirkte. Allein dieser Gestank...!

Angus zog seine Taschenuhr unter der Weste hervor, klappte den Deckel auf und versuchte im fahlen Licht der Mondsichel die Zeit abzulesen. Wenn das, was er auf dem Zifferblatt erkannte, stimmte, hatte er den Club erst vor einer knappen Viertelstunde verlassen. Das war viel zu wenig Zeit, um in eine so elende Gegend wie diese hier zu kommen, selbst wenn er aus Leibeskräften gerannt war.

Und doch sah er die heruntergekommenen Häuser mit eigenen Augen. Und selbst wenn der Augenschein getrogen hätte, der Gestank war echt. Der Nebel mochte seine Augen narren – seine Nase und seinen Magen, der sich allmählich zu einem hornigen Klumpen zusammenzuziehen begann, nicht. Angus war so verwirrt, daß er im ersten Moment selbst den Grund seiner überhasteten Flucht vergaß.

Allerdings nur bis zu dem Augenblick, in dem sich der Klang schwerer Schritte in das Wispern des Nebels mischte...

Peabody erstarrte, ließ vor Schrecken seine Uhr fallen und fuhr herum, um seine Flucht fortzusetzen.

Nur daß es nichts gab, wohin er hätte laufen können.

Der Hinterhof war an allen Seiten von zehn Yards hohen, fensterlosen Mauern umschlossen. Er saß in der Falle!

»Bleib stehen, Angus!« sagte eine Stimme hinter ihm.

Um ein Haar hätte zumindest Angus' Herz diesem Befehl Folge geleistet. Er schrie auf, wirbelte mit einem keuchenden Laut herum und prallte gegen die Wand. Seine Fingernägel scharrten über den feuchten Stein, als wollten sie sich einen Weg durch die massive Mauer graben, als er die schattenhafte Gestalt erkannte, die am Ende der Gasse aufgetaucht war, durch die er selbst hierhergekommen war. Der Nebel umgab sie wie ein wogender Mantel aus grauer, aus sich selbst heraus leuchtender Nacht, und er konnte sie noch immer nicht viel deutlicher als zuvor erkennen.

Zumindest sah er, daß es ein Mann war; ein sehr großer Mann, mit Hut und Mantel bekleidet, der einen schlanken Stab in der Rechten trug; vielleicht einen Spazierstock. Vielleicht auch einen Degen, flüsterte eine hysterische Stimme in Angus' Gedanken.

»Was... was wollen Sie von mir?« flüsterte er. Seine Stimme war ein tonloses Krächzen, das seine Angst mehr als alles andere verriet. Er zitterte.

»Dich, mein Freund«, antwortete der Mann. Er sprach ganz ruhig, und Angus erkannte deutlich den starken französischen Akzent. »Hast du unsere Nachricht nicht bekommen?«

»Wir... wir können doch über alles reden«, stammelte Peabody. »Ich... ich bin keine Gefahr mehr für euch. Man hat mir den Fall weggenommen. Ich werde die Stadt verlassen, gleich morgen, das schwöre ich!« Er versuchte sich an der Wand entlang zu schieben, fort von der entsetzlichen Schattengestalt, die sich nicht gerührt hatte. Aber es gab kein Entkommen. Unter seinen Fingern war nur kalter, eisenharter Stein. Er saß in der Falle. In einer Falle, in die er sich selbst hineinmanövriert hatte.

»O ja, mein Freund«, antwortete der Mann mit dem französischen Akzent ruhig. »Du wirst die Stadt verlassen. Noch heute abend. Für immer.«

»Ihr wollt mich umbringen!« keuchte Angus. Ein kaltes, lähmendes Entsetzen machte sich in ihm breit. Die Drohung, die von dem Fremden im Nebel ausging, war nicht körperlicher Natur, das spürte er einfach.

»Nein, nicht«, flehte er. »Hör mich doch an. Du... du gehörst zu den Templern, nicht wahr? Es stört euch, daß ich euch in der letzten Zeit nachspioniert habe. Damit ist es vorbei. Die Ermittlungen sind eingestellt worden. Außerdem hat man mich versetzt. Ich kann euch gar nicht mehr gefährlich werden. Wenn ihr wollt, fahre ich schon morgen nach Aberdeen. Gleich... gleich heute abend. Du kannst mich zum Bahnhof begleiten, wenn du willst. Ich gehe nicht einmal mehr nach Hause.«

Der Templer lachte leise. »Ausgerechnet so ein Feigling wie du wollte uns Steine in den Weg legen? Wäre es nicht so entsetzlich dumm, würde ich darüber lachen. Andere würden an deiner Stelle bis zum letzten Blutstropfen kämpfen. Doch du winselst um Gnade wie ein getretener Hund!«

Angus preßte sich panikerfüllt gegen die Wand, als der Mann näher kam. Der Nebel schien ihm zu folgen, verhüllte seine Gestalt noch immer wie ein rauchiger Mantel. Langsam hob er den Spazierstock, den er in der Rechten trug.

Angus schrie auf, stieß sich mit aller Kraft von der Wand ab und warf sich auf den Angreifer. Die Verzweiflung gab ihm zusätzliche Kraft. Für einen Moment gelang es ihm sogar, den anderen aus dem Gleichgewicht zu bringen, so daß er rücklings stolperte und fiel.

Aber seine Hand zuckte hoch und legte sich wie eine stählerne Klammer um Angus’ Fußknöchel. Peabody kreischte voller Panik, fiel auf die Knie herab und trat blindlings zu. Er traf, aber die einzige Wirkung war ein stechender Schmerz, der bis in sein Knie hinaufschoß und ihn abermals aufschreien ließ. Dem Wahnsinn nahe, warf er sich herum und hob die Fäuste, um auf das Gesicht des anderen einzuschlagen.

Aber er tat es nicht, denn in diesem Moment war er dem Unheimlichen so nahe, daß er zum ersten Male dessen Gesicht erkennen konnte.

Es war nicht das Gesicht eines jungen Mannes.

Es war nicht einmal das Gesicht eines Menschen.

Angus Peabody begann zu schreien.

Aber nicht sehr lange.

* * *

Howard kam gegen neun; eine halbe Stunde, nachdem Gray gegangen war. Und er sah so aus, wie ich mich fühlte: reichlich zerknittert und ziemlich müde. Er war allein, aber ich erkundigte mich erst gar nicht nach Rowlfs Verbleib, sondern überfiel ihn schon auf der Treppe mit der Frage, die mir auf der Zunge brannte: »Hast du Antwort aus Paris?«

Howard grunzte etwas, das wahrscheinlich ein »Nein« bedeuten sollte, stürmte an mir vorbei und stieß die Tür zur Bibliothek mit dem Fuß auf, während er mit zitternden Fingern eine Zigarre aus der Rocktasche klaubte und anzündete. Als ich hinter ihm das Zimmer betrat, war er schon in eine blaugraue, stinkende Qualmwolke gehüllt.

Behutsam schloß ich die Tür, lehnte mich mit vor der Brust verschränkten Armen dagegen und seufzte tief. »Also nichts.«

Howard schüttelte wütend den Kopf, schnippte seine Asche auf den Teppich und nahm einen Aschenbecher zur Hand – in dieser Reihenfolge. »Nein«, fauchte er. »Nichts. Ich habe alles versucht, jede Adresse, die ich nur kenne. Sie reagieren nicht.«

»Nach Balestranos Tod wird der Orden in Aufruhr sein«, vermutete ich. »Vielleicht sollte ich selbst nach Paris fahren.«

»Und dich umbringen lassen?« Howard schüttelte den Kopf. »Sei kein Narr, Junge. Wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was du mir erzählt hast, dann hat dich Balestrano für einen Verräter und Mörder gehalten. Und er hatte keine Gelegenheit mehr, seine Brüder über diesen Irrtum aufzuklären.« Er sog an seiner Zigarre, blies eine stinkende blaue Wolke in meine Richtung und sah mich mit einer Mischung aus Sorge und Zorn an. »Es könnte sein, daß du eine Menge Ärger bekommst, Robert«, sagte er ernst. »Du kennst meine ehemaligen Brüder nicht. Ich schon. Ich habe zehn Jahre lang auf ihrer Todesliste gestanden.«

»Und?« Ich lachte, aber ich merkte selbst, daß es nicht sehr überzeugend wirkte. »Du lebst noch, oder?«

Howard verzichtete vorsichtshalber auf eine Antwort, schnippte die Hälfte seiner Zigarrenasche in den Aschenbecher und die andere auf den Teppich, und begann wie ein gefangenes Tier im Zimmer auf und ab zu laufen. »Möglicherweise passiert gar nichts«, murmelte er. »Balestranos Tod ist ein schwerer Schlag für den Orden, und in der Schlacht sind verdammt viele Männer gefallen. Sie werden Zeit brauchen, sich zu reorganisieren. Vielleicht gelingt es ihnen nicht einmal. Wenn du Glück hast, vergessen sie dich einfach. Aber es kann genausogut sein, daß in diesem Moment schon ein paar freundliche Herren auf dem Wege hierher sind, um dir die Grüße von Balestranos Nachfolger zu überbringen.«

»Wer wird das sein?« fragte ich, den letzten Teil seiner Prophezeiung ganz bewußt ignorierend.

Howard hörte endlich auf, im Kreis zu laufen, zuckte mit den Achseln und paffte nervös an seiner Zigarre. »Ich weiß es nicht«, gestand er. »Fast die gesamte Führung des Ordens ist tot. Von den Männern, die ich gekannt habe, lebt nur noch eine Handvoll – vielleicht. Ich fürchte, wir werden es mit Männern zu tun bekommen, über die ich rein gar nichts weiß.«

»Wenn der Orden jemals wieder zu dem wird, was er war«, sagte ich. »All seine Master sind tot, vergiß das nicht.«

»Ich bin nicht sicher, daß es wirklich so ist«, entgegnete Howard. »Sie haben verdammt viele Leute mit außergewöhnlichen Begabungen. Nur die wenigsten werden jemals zum Master ernannt, aber das besagt nichts.« Er schüttelte den Kopf, um seine Worte zu bekräftigen, trat ans Fenster und brannte mit seiner Zigarre ein Loch in die Gardine, ohne es überhaupt zu merken. »Wir müssen vorsichtig sein. Ich werde ein paar Männer engagieren, die dich abschirmen.«

»Das wirst du schön bleiben lassen«, sagte ich. »Ich kann auf mich selbst aufpassen.«

»Ach?« sagte Howard spöttisch. »Kannst du das?« Ich wußte genau, wie diese Worte gemeint waren, zog es aber vor, nicht darauf zu antworten. Ich hatte keine Lust, mit Howard zu streiten. Es mochte ja durchaus sein, daß er recht hatte. Aber ich hatte zum Teufel nochmal genug Probleme am Hals und brauchte nicht auch noch ein paar religiöse Fanatiker, die mich für den Antichristen oder Schlimmeres hielten.

Ich fand es an der Zeit, zur Abwechslung einmal über etwas

Angenehmes zu sprechen, und erzählte Howard von Grays Besuch und den erfreulichen Neuigkeiten, die er gebracht hatte. Howard wirkte nicht sonderlich erleichtert – aber ich hatte ihn ohnehin im Verdacht, in Wirklichkeit zu jenem perfiden Menschenschlag zu gehören, die nur Freude an schlechten Nachrichten haben. Seine einzige Reaktion bestand aus einem angedeuteten Nicken.

»Du siehst schlecht aus«, sagte er unvermittelt. »Bist du krank?«

»Nur müde.« Ich lächelte gequält. »Ich hatte einen miserablen Traum und konnte hinterher nicht mehr schlafen.«

»Was für einen Traum?«

»Einen Alptraum«, knurrte ich gereizt. »Du spieltest die Hauptrolle.«

»Wie interessant«, sagte Howard ungerührt. »Erzähle davon.«

Ich hatte keine sonderliche Lust dazu, und ich sagte es ihm, aber Howard blieb beharrlich. »Es ist nicht der erste schlechte Traum, den du hast, seit du zurück bist, sagst du?«

»Nein. In letzter Zeit träume ich öfters schlecht. Aber bisher noch nie von dir. So schlimm war es noch nie.«

Howard überging die Spitze. »Vielleicht solltest du das Haus verlassen«, murmelte er. »Oder das da wegschaffen.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf das kitschige Ölgemälde über dem Kamin. Nicht, daß es so schlimm gewesen wäre, daß darin die Ursache für meine Träume gelegen hätte. Aber hinter dem Bild verbarg sich ein geheimer Wandsafe. Und darin war das das da, das Howard gemeint hatte; genauer gesagt, vier das das: die vier SIEGEL DER MACHT, die ich mit zurück nach London gebracht und in meinem Safe eingeschlossen hatte.

»Nein«, sagte ich ruhig.

Howard seufzte, zog geistesabwesend sein Zigarrenetui aus der Tasche und steckte sich einen neuen Stinkstengel zwischen die Lippen. Offenbar hatte er die erst halb aufgerauchte Zigarre, die noch im Aschenbecher glomm, ganz vergessen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich das Haus ohnehin renovieren lassen wollte.

»Du solltest es dir überlegen«, sagte Howard zwischen zwei Zügen. »Diese Dinger sind keine harmlosen Souvenirs. Sie sind gefährlich. Möglicherweise sind sie der Grund für deine Träume.«

»Sie bleiben hier«, sagte ich bestimmt. »Solange, bis ich einen Weg gefunden habe, sie zu vernichten. Basta.«

Howard nickte, als hätte er nichts anderes erwartet. Er hatte es wohl auch nicht, denn es war weiß Gott nicht das erste Mal, daß sich unser Gespräch um dieses Thema drehte, seit ich zurück in London war. »Dann sehe ich nur noch eine Möglichkeit«, sagte er nach einer Weile. »Du mußt dieses Haus verlassen. Bis du eine Lösung für dein...«Er stockte einen winzigen Moment und blickte bezeichnend auf die in üppigen Farben gemalten Sonnenblumen über dem Kamin. »... dein Problem gefunden hast, solltest du in einem Hotel bleiben.«

Diesmal mußte ich über die Antwort gar nicht nachdenken. Allein die Vorstellung, das Haus für längere Zeit verlassen zu sollen, erfüllte mich mit Entsetzen.

»Nein!« sagte ich.

Howard starrte mich an, und erst in diesem Moment wurde mir selbst klar, daß ich das Wort nicht gesagt, sondern mit vollem Stimmaufwand geschrien hatte. So laut, als hätte er von mir verlangt, Selbstmord zu begehen.

Und – der Gedanke ließ mich schaudern, aber es war so – ganz genau so fühlte ich mich auch in diesem Moment.

»Mein Gott, Howard«, murmelte ich. »Was geschieht hier?«

* * *

Das Geräusch der Kutsche trieb den Mann in den Schatten der Toreinfahrt zurück. Obwohl sein dunkler Umhang völlig mit seiner Umgebung verschmolz und er wußte, daß er von der Straße aus vollkommen unsichtbar war, zog er ganz instinktiv die Kapuze tiefer in die Stirn und drehte sich zur Seite, während der Zweispänner näherkam und schließlich auf der anderen Seite des Platzes vor einem hochherrschaftlichen Gebäude stehenblieb.

Der Schlag des Wagens sprang auf, und ein Mann stieg heraus. Er reichte dem Kutscher den Fahrlohn, verabschiedete sich mit einem flüchtigen Kopfnicken und ging die Treppe zum Haupteingang des großen Hauses hinauf. Er wirkte dabei äußerlich gelassen, doch der unsichtbare Beobachter spürte seine Erregung, als wären es seine eigenen Gefühle.

Obwohl der Mann ihm den Rücken zukehrte, glaubte er sein Gesicht zu sehen; so deutlich, als stünde er vor ihm. Der Beobachter preßte die Lider zusammen, aber das Bild blieb – zehn Jahre jünger und um zehn Jahre energiegeladener – aber trotzdem das Gesicht des Mannes, den der Fremde wie keinen zweiten haßte, ausgenommen vielleicht den einen, den sie den Hexer nannten – Robert Craven. Den Mann, der in dem prachtvollen Haus auf der anderen Straßenseite wohnte, und dem er seine größte Niederlage zu verdanken hatte. Und seinen größten Sieg. Der heimliche Beobachter hob die Hand und berührte seine Schläfe. Seine Finger ertasteten frisches, noch warmes Blut, das aus der winzigen Schnittwunde gedrungen war. Er wischte es weg, obgleich er wußte, daß es sinnlos war. Die Wunde blutete seit einem Jahr, und sie würde nicht aufhören. Nie. Schon um ihretwillen hatte er dem Mann in dem Haus dort drüben den Tod geschworen. Ihm – und dem anderen, der jetzt gerade im hell erleuchteten Rechteck der Tür verschwand. »Du wirst für deinen Verrat bezahlen, Bruder Howard«, murmelte er. »Bezahlen wie noch keiner vor dir.« Der Haß erstickte beinahe seine Worte. Er merkte nicht einmal, wie die Kutsche wieder anfuhr und nach wenigen Augenblicken verschwand.

Erst nach einer Weile gelang es ihm, seiner Gefühle Herr zu werden und sich wieder auf das Haus auf der anderen Seite des Platzes zu konzentrieren. Er rieb sich nachdenklich über die Stirn, wischte einen neuen Blutstropfen ab, der ein bizarres Muster auf seine Schläfe gemalt hatte und gerade in seinem Kragen verschwinden wollte, und überprüfte kurz seinen Plan nach irgendwelchen Schwachstellen. Er fand keine. Seine Vorbereitungen waren alle nach bestem Wissen getroffen, und diesmal, das wußte er, würde er gewinnen. Bei seiner ersten Begegnung mit Craven hatte er einfach nicht gewußt, wem er gegenüberstand. Andaras Sohn verstand es perfekt, den Trottel zu spielen; so perfekt, daß selbst er darauf hereingefallen war. Diesmal würde er ihn nicht noch einmal unterschätzen.

Nein, dachte er überzeugt: Diesmal konnte einfach nichts schiefgehen. Und das durfte es auch nicht, wenn sich die Hoffnungen und Erwartungen, die er im geheimen hegte, erfüllen sollten.

Es stand ein wenig mehr auf dem Spiel als nur sein Leben.

Sehr viel mehr.

* * *

Inspektor Cohen starrte mißmutig auf das Mundstück seiner Pfeife,

das er in seiner Erregung zerkaut hatte. Dann schob er mit einem Seufzer den Stuhl zurück und zog die Schublade seines Schreibtisches auf. Er fand einige Notizzettel, die längst veraltet waren, eine Dose Tabak, eine Schachtel Schwefelhölzer und einige Bleistifte, deren Enden so zerkaut waren wie das Mundstück seiner Pfeife. Dazu noch jede Menge anderen Krempel – darunter die Einzelteile seines Dienstrevolvers, den er irgendwann einmal auseinandergenommen hatte, ohne ihn jemals wieder zusammenzubekommen. Nur die Ersatzpfeife, die er suchte, war nicht da.

»Mist!« knurrte er, musterte die ruinierte Pfeife einen Moment lang feindselig und warf sie schließlich zu dem übrigen Gerümpel in die Schublade. Wütend ließ er sich in seinen Sessel zurücksinken, griff wahllos nach dem nächstbesten Aktendeckel auf seinem Schreibtisch und schlug ihn auf, um sich abzulenken. Doch seine Gedanken führten ein Eigenleben, das er nicht kontrollieren konnte. Die ruinierte Pfeife war nur der berühmte Tropfen, der das Faß endgültig zum Überlaufen brachte.

In letzter Zeit lief wirklich alles schief, was nur schiefgehen konnte. Nicht nur, daß die Ermittlungen in mehreren bedeutenden Fällen stockten, jetzt hatte man ihm in einem anderen Fall alle weiteren Ermittlungen untersagt und dazu auch noch seinen Assistenten Peabody ans Ende der Welt versetzt. Und die Ersatzpfeife nicht da! Cohen überlegte kurz, ob er sein Büro verlassen und sich im Laden an der Ecke eine andere Pfeife kaufen sollte. Doch dann ließ er es sein und wandte sich wieder der Akte auf seinem Schreibtisch zu.

Cohen haßte den Schreibkram wie die Pest. Er war ein Mann der Tat, der weitaus lieber die Fäuste als den Federhalter benutzte, und er zog eine Razzia in einem verrufenen Viertel dem Ausfüllen eines Berichtes allemal vor. Früher hatte ihm Peabody den größten Teil davon abgenommen, doch sein neuer Assistent Edward Tailworthern war auf diesem Gebiet eine Null. Ein Minus, verbesserte sich Cohen, als er an den Bericht dachte, den er Tailworthern gestern zum Schreiben gegeben hatte. Das krause Zeug, das dabei herausgekommen war, konnte er Staatsanwalt Ruthel unmöglich zumuten. Es blieb also an ihm, den Bericht neu zu verfassen.

Cohen nahm mißmutig ein Blatt Papier aus der Ablage und zückte den Federhalter. Die Tinte war so dickflüssig, daß er sie zuerst mit etwas Wasser verdünnen mußte, denn er benutzte sie allenfalls, um während eines Verhöres kleine Strichmännchen zu zeichnen, die an kleinen Strichgalgen hingen. Meistens ließ er die Blätter dann so liegen, daß der Delinquent auf der anderen Seite seines Schreibtisches wie durch

Zufall sehen konnte, was er gemalt hatte. Die Wirkung war meist verblüffend.

Die Worte Galgen und Delinquent ließen ihn wieder an Tailworthern denken und somit an den Bericht, den er zu schreiben hatte. »Der Teufel soll diese verdammten Schreibstubenhengste holen!« knurrte er.

»Wie bitte?« fragte eine Stimme von der Tür her. Cohen zuckte zusammen und drückte dabei den Federhalter so heftig gegen das Papier, daß die Tinte auslief und einen großen, häßlichen Fleck darauf hinterließ. Dann umwölkte sich seine Stirn. »Tailworthern«, sagte er zornig. »Sie sind der größte Trottel, der mir je untergekommen ist.« Cohen setzte sich auf, starrte wütend auf das ruinierte Blatt hinab und warf den unbrauchbar gewordenen Federhalter auf den Tisch, daß die restliche Tinte auch noch seinen Schreibtisch bespritzte.

Tailworthern versuchte zu lächeln, aber es wirkte etwas verunglückt. »Das tut mir außerordentlich leid, Inspektor«, stotterte er, zog ein Taschentuch aus der Jacke und versuchte, einen Tintenfleck auf seinem weißen Rüschenhemd fortzuwischen.

»Davon wird der Bericht, den Sie gestern vermasselt haben, auch nicht fertig«, fauchte Cohen. »Stören Sie mich nicht, sonst schicke ich Ihr Geschmiere doch noch dem Staatsanwalt.« Cohen knüllte das mißglückte Schreiben zusammen und zielte damit auf den Papierkorb an der Ecke. Wie meistens traf er nicht, doch Tailworthern huschte wie ein Wiesel zum Papierkorb und legte den Papierball hinein. Cohen begann inzwischen seinen zweiten Versuch, den Bericht zu schreiben. Doch schon nach der ersten Zeile blickte er auf und musterte seinen Assistenten ungnädig.

»Was ist los?« fauchte er. »Warum sind Sie noch hier, Tailworthern? Haben Sie nichts zu tun? Das kann sich ändern.«

»Ein… ein Bote hat… hat einen Brief für Sie gebracht, Sir«, sagte Tailworthern hastig.

»Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?« schnaubte Cohen. Er fuhr aus seinem Stuhl auf, beugte sich über den Tisch und riß Tailworthern das Schreiben ungeduldig aus der Hand.

Sein Gesicht verdüsterte sich, als er Peabodys charakteristische Schrift erkannte. Rasch überflog er die Einleitung, bis er zu einer Stelle kam, die ihn aufmerksam werden ließ.

… habe ich meine Ermittlungen in der bewußten Sache auf eigene Faust weitergeführt und bin jetzt dem Schuldigen auf der Spur. Als Hintermann dieser verbrecherischen Gruppierung und damit für alle ihre Taten verantwortlich habe ich einen gewissen Robert Craven entlarvt, der sich in der letzten Zeit schon mehrmals nur durch durchtriebene Manipulationen seiner Entlarvung entziehen konnte. Diesmal sind die Verdachtsmomente jedoch so erdrückend, daß er uns nicht mehr entkommen kann. Ich bin mir sicher, den Fall innerhalb eines Tages lösen zu können. Ich beende jetzt diesen Brief, dann breche ich auf, um den letzten, aber entscheidenden Beweis gegen Craven zu holen.

Ihr Angus Peabody.

Cohen saß auf seinem Stuhl, als hätte ihn der Schlag gerührt. Tailworthern starrte ihn besorgt an und überlegte, ob er seinem Vorgesetzten schnell ein Glas Wasser holen sollte, oder ob es vielleicht klüger wäre, möglichst unauffällig den Raum zu verlassen. Doch gerade, als er sich zur Tür umwenden wollte, wurde diese mit einem Ruck aufgestoßen, und ein schmieriger Typ in abgetragener Kleidung kam herein; einer der zahlreichen Spitzel, die im Auftrag des Yard die Unterwelt von London überwachten – oder umgekehrt. Das Gesicht des Mannes war schreckensbleich.

»Inspektor«, keuchte er. »Peabody ist tot!«

Cohen richtete sich kerzengerade in seinem Sessel auf, starrte den Mann einen Herzschlag lang aus ungläubig geweiteten Augen an und suchte vergeblich nach Worten. »Tot?« stammelte er. Sein Blick irrte zwischen dem Brief in seiner Hand und dem schreckensbleichen Gesicht des Spitzels hin und her. »Tot?« wiederholte er ungläubig.

»Ermordet, Inspektor«, bestätigte der Mann. »Und ich habe es gesehen.«

* * *

Ich hatte auch in dieser Nacht nicht gut geschlafen. Diesmal waren es keine Alpträume gewesen, die mich plagten, sondern ein dumpfer, gestaltloser Druck, der mich ein paarmal aufwachen und mit klopfendem Herzen in die Runde blicken ließ; eine Furcht vor etwas, das nicht greifbar war, aber vielleicht gerade deshalb um so schlimmer.

Infolgedessen war ich an diesem Morgen alles andere als guter Laune, obgleich Howard und Rowlf gegen elf eigens vorbeigekommen waren, mir beim Frühstück Gesellschaft zu leisten und alles Notwendige für Priscyllas bevorstehende Rückkehr mit mir zu besprechen. Das Vorhaben, das Haus eigens zu diesem Anlaß von Grund auf renovieren zu wollen, hatte ich wieder aufgegeben, nachdem ich mich mit eigenen Augen – genauer gesagt, mit dem eigenen Daumen, der jetzt in allen Farben des Regenbogens schimmerte – davon überzeugt hatte, wie wenig sinnvoll es war, einen Nagel in eine Wand treiben zu wollen, die entschieden dagegen war…

»Hast du über meinen Vorschlag nachgedacht, das Haus zu verlassen?« fragte Howard, während er sich die dritte Zigarre anzündete. »Wenigstens für eine Weile, bis… diese sonderbaren Vorfälle geklärt sind?«

»Watten für Vorfälle?« fragte Rowlf.

»Nichts«, sagte ich hastig. »Ich hatte ein paar Alpträume in letzter Zeit, das ist alles.«

»Alles?« Howard lachte, aber es klang nicht sehr lustig. »Mein lieber Junge«, begann er, während sein Gesicht allmählich hinter einer immer dichter werdenden graublauen Rauchwolke verschwand, in der das glühende Ende seiner Zigarre wie ein rotes Auge zwinkerte. »Jedermann in diesem Haus hat Alpträume, und das ist lange nicht alles. Ich weiß nicht, was Gray dir erzählt hat, aber wenn ich dich so reden höre, war es nicht die Hälfte von dem, was wirklich passiert ist. Dieses Haus ist…«

»Ja?« fragte ich, als Howard ins Stocken geriet. »Sprich doch weiter – ich bin sicher, es hört dir gespannt zu.«

Howard starrte mich an, und sein Blick sagte mir, daß er meine Worte ganz und gar nicht komisch fand.

»Entschuldige«, murmelte ich.

Howard runzelte die Stirn, stieß seine Zigarre in den Aschenbecher und zündete sich mit der gleichen Handbewegung eine neue an. »Nein«, sagte er zornig. »Ich entschuldige nicht, Robert. Ich fürchte nämlich, daß du recht hast. Mit diesem Haus stimmt irgend etwas nicht«

»Vielleicht will es nur nicht renoviert werden«, schlug ich mit einem etwas verunglückten Lächeln vor.

Howard blieb weiterhin ernst.

»Vielleicht will es auch nicht, daß wir weiter hier bleiben«, sagte er. »Oder es hat etwas gegen die Anwesenheit der SIEGEL.«

Ich seufzte. Wir hatten nicht weiter über die vier SIEGEL DER MACHT gesprochen, die sicher verwahrt in meinem Wandsafe lagen, aber Howard wäre nicht Howard gewesen, wenn er es so einfach dabei belassen hätte.

»Möglicherweise ist das, was in den letzten Tagen hier geschehen ist, nichts als eine Warnung«, fuhr er fort. Allmählich schien er Gefallen an seinem eigenen Gedanken zu finden. Und so gerne ich es getan hätte – ich konnte ihm nicht widersprechen. Schließlich wußte ich am besten, daß dieses Haus alles andere als ein normales Haus war. Was immer mein Vater damit gemacht hatte, es verfügte über eine Art… Eigenleben. Ich war sicher, daß diese Bezeichnung ziemlich falsch war, aber sie kam der Wahrheit so nahe, wie sie es nur konnte. Dieses Haus war nicht tot, sondern von einer düsteren, vielleicht nicht einmal freundlichen Macht beseelt, die jedermann, der es zum ersten Male betrat, sofort spürte – obgleich sich dieses Spüren bei Fremden meist nur in einem allgemeinen Unwohlsein ausdrückte; und einer spürbaren Erleichterung, sobald er Andara-House wieder verlassen konnte. Howard und mich selbst – und unsere engsten Freunde eingeschlossen – duldete es.

Wenigstens hatte es uns bisher geduldet.

»Du bist ja verrückt«, murmelte ich.

Howard lachte. »Ach ja? Dann erklär mir, was hier vorgeht. Zum Teufel, Robert, als ich vorhin hergekommen bin, hatte ich das Gefühl, in eine riesige Falle zu tappen, und ich habe es noch.«

»Warum bist du dann noch hier?« fauchte ich.

Howard erbleichte, und auch ich erschrak zutiefst, als ich meine eigenen Worte hörte. Verwirrt stand ich auf, ging zum Kamin und schenkte mir einen Sherry aus der Karaffe ein, die auf dem Sims stand. Für einen Moment zog ich tatsächlich die Möglichkeit in Betracht, daß Gurk sich aus der Flasche in der Bibliothek befreit hatte und mich wieder beeinflußte. Aber das war natürlich Unsinn – erstens waren die »Scherze« des kleinen Kobolds anderer Natur, und zweitens hätte ich es gespürt, wenn Gurk die Flucht gelungen wäre. Im wahrsten Sinne des Wortes.

»Entschuldige«, murmelte ich etwas verspätet. »Das… das wollte ich nicht sagen.«

»Ich weiß«, antwortete Howard.

»So?« Ich lächelte unsicher, nippte an meinem Glas und lehnte mich gegen den Kaminsims.

Howard nickte ernsthaft. »Du selbst hast es vielleicht noch nicht gemerkt, aber du wirst immer aggressiver, sobald man dich auf das Haus anspricht. Was ist los mit dir?«

Ich wollte antworten, aber irgendwie spürte ich, daß es wieder einen Streit gegeben hätte, hätte ich das ausgesprochen, was ich bei seinen Worten empfand. Zum Teufel – er hatte recht! Unsicher trank ich einen weiteren Schluck aus meinem Glas. Der Sherry schmeckte nicht besonders. Er war zu dickflüssig und zu süß und schmeckte eigentlich eher wie…

Ich schrie auf, spie den vermeintlichen Sherry in hohem Bogen auf den Teppich und schleuderte das Glas davon. Ein Gefühl unbeschreiblichen Ekels krampfte meinen Magen zusammen. Keuchend und würgende Laute ausstoßend, prallte ich gegen den Kaminsims, krümmte mich wie unter einem Hieb und spie immer und immer wieder aus, während meine Hände wie wild und ohne mein Zutun über meinen Mund fuhren.

»Robert – um Gottes willen, was ist los?!« Howard war mit einem Sprung bei mir und versuchte mich auf die Füße zu zerren.

Aber ich war wie von Sinnen vor Ekel und Entsetzen. Ich stieß ihn fort, so heftig, daß er gestürzt wäre, hätte Rowlf ihn nicht blitzschnell gepackt und aufgehalten, sprang mit einem Satz zum Tisch zurück und kippte den Rest kalten Kaffees aus Howards Tasse in mich hinein. Aber ich bekam den ekelerregenden Geschmack nicht von der Zunge.

»Verdammt noch mal – was ist denn los?« brüllte Howard.

»Blut!« wimmerte ich. »In der Flasche war… war Blut, Howard!«

* * *

Trotz allem hätte sich Sarim de Laurec um ein Haar von seiner Wut hinreißen lassen, als das Portal des Hauses geöffnet wurde und

Howard und Craven heraustraten. Für einen kurzen Moment wurde sein Haß übermächtig, und für einen noch kürzeren Moment war er nahe daran, sich den nächsten unbelebten Gegenstand zu unterwerfen und gegen die beiden Männer zu verwenden. Er hätte seine rechte Hand darum gegeben, mit ansehen zu können, wie Howard von einem Gartenzaun aufgespießt wurde, der plötzlich lebendig wurde, oder von einem Kanaldeckel geköpft, der wie von Geisterhand bewegt aus seiner Starre erwachte. Dies alles – und noch eine ganze Menge mehr – konnte de Laurec, seit er die neue Macht in sich fühlte. Doch ein Rest von Vernunft sagte ihm, daß es sinnlos wäre, im Affekt loszuschlagen. Es wäre zu schnell gegangen. Und er hatte seine Plane nicht so exakt wie möglich durchdacht, um sie jetzt in einem Wutanfall über den Haufen zu werfen. Bei diesem Gedanken entspannte sich sein verzerrtes Gesicht ein wenig. Nein – er wollte den Tod dieser beiden, aber nicht so. Nicht, ohne daß sie auch nur begriffen, wer für ihr Schicksal verantwortlich war. Der Puppet-Master zwang seinen Blick zu Boden, atmete so tief ein, daß es fast weh tat, und schloß die Hände zu Fäusten, so heftig, daß die Fingernägel ins Fleisch schnitten. Er wußte, daß er warten mußte. Es ging nicht nur um Howards und Cravens Tod – wenn dies auch der einzige Teil des Planes war, der ihn wirklich interessierte.

Allmählich begann seine klare Überlegung wieder die Oberhand zu gewinnen. Sein Atem beruhigte sich, und er konnte die beiden Männer jetzt wieder ansehen, ohne vor Haß halb wahnsinnig zu werden. Trotzdem war Sarim de Laurec froh, als Howard eine Droschke heranwinkte und zusammen mit Craven hineinstieg.

Er blickte der Kutsche nach, bis sie verschwunden war. Dann drehte er sich abrupt um und schritt auf das große Gebäude auf der anderen Seite des Platzes zu. Er nutzte dabei so geschickt den Schatten der Häuser, daß niemand von ihm Notiz nahm.

Als er den Gehsteig vor dem Haus mit der Nummer 9 betrat, wuchs ein Schatten neben ihm aus dem Boden. Obwohl der Puppet-Master darauf vorbereitet gewesen war, fuhr er unwillkürlich zusammen und ballte wütend die Faust. Aber es war eher eine Wut auf sich selbst. Obwohl er sich am liebsten mit unbelebten Dingen umgab, die seinem Willen bedingungslos gehorchten, mußte er sich wieder mehr daran gewöhnen, normale Menschen um sich zu haben. So grüßte er den anderen mit scheinbarer Freundlichkeit. »Ist alles bereit?«

»Wie du befohlen hast, Bruder.« Selbst die Stimme des anderen klang wie die eines Schattens.

De Laurec nickte anerkennend. »Ich sehe, du hast deinen Auftrag gut erfüllt, Bruder Allisdale. Ich werde es im Gedächtnis behalten. Du weißt, was du als nächstes zu tun hast.«

»Ja, Meister. Alles ist bereit.«

»Gut«, murmelte de Laurec. »Doch dies ist erst die leichteste Aufgabe von allen. Noch heute müßt ihr den zweiten Auftrag erfüllen. Es ist wichtig, daß er vollständig ausgeführt wird, und vor allem, daß er geheim bleibt. Niemand darf auch nur das Geringste bemerken. Und jetzt geh. Was ihr später tun sollt, werdet ihr früh genug erfahren.«

Ohne Allisdale auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen, ging Sarim weiter, bis er den Zaun erreichte, der das zum Haus gehörende Grundstück umschloß. Jetzt erst streifte Sarim seinen weiten Umhang ab und verstaute ihn in einer Tasche. Dann überzeugte er sich, daß seine Handschuhe fest saßen, warf einen letzten prüfenden Blick in die Runde und stieg schnell den Zaun hoch. Er war froh, nicht länger mit Allisdale sprechen zu müssen. Der junge Templer war ein treuer Untergebener, der mit Freuden sein Leben für ihn geopfert hätte – irgendwann würde Sarim ihm Gelegenheit geben, diese Behauptung unter Beweis zu stellen –, aber seine Gegenwart machte ihn einfach nervös. Und nicht nur seine. Sarim de Laurec mied die Nähe von Menschen, wo er nur konnte. Sie waren so unzuverlässig, so verwundbar und fehlerhaft. Wenn es etwas gab, was er überhaupt liebte, dann war es Perfektion. Manchmal bedauerte er ehrlich, daß er selbst niemals so perfekt werden würde wie seine Geschöpfe, denn auch er war nur ein Wesen aus Fleisch und Blut.

Mit einer für einen Mann seines Alters erstaunlichen Behendigkeit überstieg er den Zaun, schwang vorsichtig erst das rechte, dann das linke Bein über die rostigen Eisenspitzen und ließ sich auf der anderen Seite herunterfallen. Er federte den Aufprall geschickt ab und nahm sofort eine kauernde Stellung ein, die ihn mit den Schatten der Büsche verschmelzen ließ. Auf dem Grundstück blieb alles ruhig. Auf dem Gehsteig konnte Sarim nur die schemenhafte Silhouette Allisdales sehen, der mit weit aufgerissenen Augen durch den Zaun starrte. Der junge Templer benahm sich für Sarims Geschmack etwas zu auffällig. Doch so wie Allison waren diese jungen Templer fast alle. Wohl guten Willens und bemüht, die Aufträge, die man ihnen erteilte, nach bestem Wissen zu erfüllen. Doch sie neigten dabei sehr leicht zum Übereifer und waren so für die Feinde des Ordens leicht auszumachen. Es fiel de Laurec schwer, zu glauben, daß sie der gleichen Schule entstammen sollten wie er oder Bruder Balestrano –

oder Howard.

Wieder spürte er eine Woge heißen Zornes in sich aufsteigen, und wieder unterdrückte er ihn.

Lautlos wandte er sich um und huschte weiter.

* * *

Sehr spät in der Nacht kamen wir zurück. Howard und Rowlf mußten mich mehr aus der Kutsche tragen, als daß ich aus eigener Kraft ging. Es war eine der sehr seltenen Gelegenheiten gewesen, daß ich zu viel getrunken hatte – und zwar mit voller Absicht. Howard hatte mich quer durch die Londoner Pubs geschleift.

Keiner von uns hatte noch ein Wort über die Geschehnisse vom Tage verloren. Es war auch nicht nötig. Aber ich glaube, Howard und sein hünenhafter Freund fühlten sich ebenso unwohl in ihrer Haut wie ich, als wir – ich in der Mitte und bedenklich schwankend – auf das Portal von Andara-House zuschritten und ich in den Taschen meiner Jacke nach dem Schlüssel suchte.

Howard sah mir eine Weile stirnrunzelnd dabei zu, wie ich versuchte, mit drei Händen drei Schlüssel in drei Schlüssellöcher zu bekommen, dann schüttelte er den Kopf, nahm mir das eiserne Trio aus der Hand – wie durch ein Wunder vereinigten sie sich zu einem einzigen Schlüssel, kaum daß er sie berührt hatte –, schob es ins Schlüsselloch und wäre um ein Haar auf die Nase gefallen, weil die Tür in diesem Moment schwungvoll aufgerissen wurde und Harveys zerknautschtes Butlergesicht zu uns hinauslugte.

»Ich habe Sie kommen gehört, Sir«, erklärte er steif. »Bitte, treten Sie ein.«

Ich kicherte, schwankte an Howard vorbei und ließ mich schwer gegen die Wand sinken. Für einen Moment drehte sich alles in meinem Kopf. Ich war betrunken, ziemlich stark sogar, und trotzdem arbeitete ein Teil meines Verstandes mit fast unangenehmer Klarheit – nämlich genau der Teil, den ich mit dem Alkohol zu betäuben versucht hatte.

Harvey wartete mit steinernem Gesicht, bis Howard und Rowlf ebenfalls das Haus betreten hatten, dann schloß er die Tür, drehte sich aufreizend langsam zu uns herum und fragte: »Wünschen die Herren

hier zu übernachten?«

»Dasch wünschen schie«, lallte ich mit schwerer Zunge.

»Ja«, pflichtete Howard bei. »Aber zuallererst wünschen wir einen starken Kaffee für Mister Craven. Einen, in dem der Löffel stehen bleibt. Der Junge braucht eine Ausnüchterung.«

»Sehr wohl, Sir«, antwortete Harvey, deutete ein Nicken an und ging so steif, als hätte er einen Besen verschluckt, in Richtung Küche davon. Ich wollte ihm folgen, aber Rowlf ergriff mich kurzerhand beim Kragen, drehte mich herum und schleifte mich hinter sich her in den Salon. Während Howard die Gaslampen entzündete, ließ ich mich in einen Sessel fallen und schloß die Augen, riß sie aber sofort wieder auf, denn kaum hatte ich es getan, begann sich abermals alles in meinem Kopf zu drehen. Außerdem wurde mir übel.

»Oscheische«, lallte ich. »Isch schwöre dasch isch nie wieder wasch trinke.«

»Wat?« fragte Rowlf.

Howard antwortete mir etwas, das ich nicht verstand, aber ich schenkte ihm quasi auf Verdacht einen giftigen Blick, beugte mich vor, um nach der Karaffe auf dem Tisch zu greifen, und fuhr abrupt wieder zurück, als ich sah, daß sie Sherry enthielt. Ich würde mir ein anderes Lieblingsgetränk zulegen müssen.

Unten in der Halle wurde gegen die Tür geklopft. Ich setzte mich auf, tauschte einen fragenden Blick mit Howard – er zuckte mit den Achseln, während er sich eine Zigarre anzündete – und versuchte aufzustehen, beließ es aber bei einem Versuch, als das ganze Zimmer nach links kippte.

»Wer immer dasch isch, Harvey, schmeischen Schie ihn – hupps – rausch!« brüllte ich.

Harvey mußte meine Worte gehört haben, denn einen Augenblick später hörte ich die Tür sich knarrend öffnen, dann seine Stimme: »Sie haben Mister Craven gehört, Sir. Es tut mir sehr leid, aber der gnädige Herr ist zur Zeit etwas unpäßlich. Also kommen Sie bitte später wieder.«

»Braver Harvey«, sagte ich. »Isch schwar schon leischt schenil, aber gehorscht aufsch Wort.«

Die ungebetenen Besucher hingegen schienen sich einer weniger guten Erziehung zu erfreuen. Harvey versuchte tapfer, sie abzuwimmeln, aber der Lärm nahm nur noch zu. Etwas polterte, und dann hörte ich schwere Schritte die Treppe hochkommen. Ein paar Sekunden später füllten drei mir wohlbekannte Gestalten die drei Türrahmen des Salons aus.

»Sie?« entfuhr es Howard.

»Der schon wieda?« pflichtete Rowlf zu, und auch ich richtete mich abermals in meinem Sessel auf und steuerte ein »Cohen, altesch Hausch. Kommen Schie rein!« bei.

Inspektor Cohen trat ein. Aber er war nicht allein. Die beiden Doppelgänger, die ich dem Alkohol zugeschrieben hatte, waren durch und durch real, und sie waren derart unauffällig gekleidet, daß es schon kaum mehr auffälliger ging. Aber noch während ich versuchte, den Alkoholsumpf in meinem Kopf zu so etwas wie logischem Überlegen zu zwingen, packte mich einer der drei und zog mich auf die Füße, während der zweite mit etwas Metallischem, Blitzendem vor meiner Nase herumfummelte. Etwas klickte – und zwischen meinen Gelenken spannte sich die silberne Acht schwerer eiserner Handschellen.

»Hehehe!« protestierte ich. »Wascholldasch?«

»Was das soll, kann ich Ihnen gerne erklären«, sagte Cohen steif. »Sie sind verhaftet, Mister Craven. Hier ist der Haftbefehl.« Er griff in die Tasche, zog ein säuberlich zusammengefaltetes, sehr amtlich aussehendes Stück Papier hervor, hielt es mir hin und reichte es dann mit einem Seufzen an Howard, der fassungslos zwischen ihm und mir hin und her blickte. »Im Moment können Sie wohl mehr damit anfangen, Lovecraft«, sagte er.

Howard griff gehorsam nach dem Haftbefehl, überflog ihn rasch und starrte Cohen abermals vollkommen fassungslos an. Dann verdunkelte Wut seinen Blick.

»Sie begehen einen Fehler, Inspektor«, sagte er. »Möglicherweise…«

»Möglicherweise den größten Fehler meiner Karriere«, unterbrach ihn Cohen. Er seufzte, auf eine Art, die deutlich machte, wie oft er derartiges schon zu Ohren bekommen hatte.

»Möglicherweise den letzten, Cohen«, antwortete Howard kalt. »Das Verfahren gegen Robert wurde eingestellt – hat man vergessen, Ihnen

das zu sagen?«

Cohen lächelte verzeihend. »Keineswegs, Mister Lovecraft. Diese Verhaftung hier hat nichts mit dem Fall Veronique Rochelle zu tun.«

»Was soll das dann?« fauchte Howard.

Cohen bedachte ihn mit einem fast mitleidigen Blick. »Ich bin Ihnen keine Auskunft schuldig, Mister Lovecraft«, sagte er kalt. »Sie sind weder ein naher Anverwandter noch der Rechtsbeistand Mister Cravens. Also halten Sie sich raus, oder ich lasse Sie gleich mit abführen. Ein Grund wird sich schon finden.«

Howard erbleichte. Seine Lippen zitterten. Aber er sprach nichts von dem aus, was ihm sichtlich auf der Zunge lag, sondern wandte sich mit einem Ruck zu Rowlf um. »Hol Doktor Gray«, sagte er knapp. »Sofort. Bring ihn im Nachthemd her, wenn es sein muß.«

Rowlf nickte, ballte kampflustig die Fäuste und rannte fast einen von Cohens Assistenten über den Haufen, als er aus dem Zimmer stapfte.

Cohen lachte leise. »Ich fürchte, Ihr Mister Gray wird Craven jetzt auch nicht mehr helfen können, Mister Lovecraft«, sagte er. »Und Sie sollten sich ebenfalls vorsehen. Ich bin sicher, daß auch Sie an Cravens Verbrechen beteiligt waren. Irgendwann werde ich es Ihnen auch beweisen können.«

Howard starrte ihn mit unverhohlenem Haß an, aber er sagte nichts mehr, und nach einem weiteren Augenblick gab auch Cohen das stumme Duell auf, überzeugte sich mit einem ganz und gar unnötigen Blick davon, daß meine Handschellen gut saßen, und begann – in der Art eines Mannes, der gerade nichts Besseres zu tun hat – im Zimmer auf und ab zu wandern.

»Was haben wir denn da?« sagte er, während er vor meinem Schreibtisch stehenblieb und die Papiere in die Hand nahm, die in chaotischer Unordnung die Platte bedeckten. »Pässe, Schecks, Kreditbriefe… genau die Papiere, die man für eine schnelle Reise braucht, nicht wahr? Da sind wir wohl gerade noch rechtzeitig gekommen, wie?« Er grinste dämlich, sah mich an und stopfte meinen Paß und eine Anzahl anderer Papiere in seine Rocktasche, während er mir spielerisch mit dem Zeigefinger drohte. »Sie sind ein sehr unartiger Junge, Robert.«

»Was soll das Ganze?« fragte ich scharf. Hinter meiner Stirn drehte sich noch immer alles, aber ich war nicht mehr betrunken. Ganz und

gar nicht. Es hatte einen Moment gedauert, aber jetzt war ich quasi schlagartig nüchtern geworden. Ich wußte nicht, ob ich mich sehr darüber freuen sollte.

»Maul halten«, fauchte der Mann, der mir die Handschellen angelegt hatte. »Du redest gefälligst nur dann, wenn der Inspektor dich etwas fragt!« Er bekräftigte seine Worte mit einem derben Stoß, der mich genau auf die Nieren traf. Während ich mich vor Schmerzen krümmte und gegen die aufsteigende Übelkeit ankämpfte, blieb Cohen auf den Fußsohlen wippend vor Howard stehen.

»Und nun zu Ihnen, Mister Lovecraft. Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Sie London nicht verlassen dürfen, bevor die Untersuchungen in diesem Fall beendet sind. Außerdem haben Sie sich jeden zweiten Tag bei mir im Yard zu melden. Sollten Sie jedoch der Ansicht sein, diese Bedingungen nicht erfüllen zu müssen, leisten Sie Craven in seiner Zelle Gesellschaft. Ist das klar?«

»Ja«, antwortete Howard ruhig. »Aber Sie können sicher sein, daß ich alle Hebel in Bewegung setzen werde, damit Sie endlich den Dämpfer erhalten, der Ihnen gebührt.«

»So?« Cohens Stimme klang beinahe amüsiert. »Werden Sie das?«

»Howard – nicht!« sagte ich.

Aber Howard schien meine Worte gar nicht zu hören. Drohend trat er auf Cohen zu, ballte die Fäuste und blickte kampflustig auf den einen Kopf kleineren Scotland-Yard-Beamten herab.

Aber Cohen wirkte ganz und gar nicht eingeschüchtert. »Nur zu, Mister Lovecraft«, sagte er. »Glauben Sie mir – Sie würden mir damit einen großen Gefallen erweisen.«

Howards Gesicht nahm allmählich den Farbton einer überreifen Tomate an. Doch dann ließ er – wenn auch mit sichtlicher Überwindung – die Fäuste sinken und lehnte sich mit einem resignierenden Seufzer gegen die Wand.

Cohen seufzte enttäuscht, dann wandte er Howard demonstrativ den Rücken zu. »Tailworthern, Sie sind für den Gefangenen verantwortlich. Lassen Sie ihn ja nicht aus den Augen, verstanden. Der Kerl ist mit allen Wassern gewaschen.«

Ein großer, schlaksig wirkender junger Mann wieselte herbei und baute sich demonstrativ hinter mir auf. »Keine Sorge, Inspektor.

Cravens Tricks verfangen bei mir nicht«, erklärte er überzeugt.

»Gut.« Cohen wippte wieder auf den Absätzen hin und her und zog dabei ein weiteres Schreiben aus der Brusttasche seines Jacketts, um es mir vor das Gesicht zu halten und so schnell wieder wegzustecken, daß ich nicht einmal die Chance hatte, das Datum zu entziffern; geschweige denn seinen Inhalt.

»Damit alles seine Richtigkeit hat«, sagte er. »Dies hier ist der amtliche Durchsuchungsbefehl für Ihr Haus. Wollen Sie vorausgehen?«

* * *

So groß und beeindruckend das Haus von außen wirkte, so verwildert und ungepflegt war der Garten. Der kleinere, zur Straße hin gelegene Teil der parkähnlichen Anlage war vielleicht noch halbwegs ansehnlich – für die Augen eines Mannes, dem Grünzeug nichts bedeutete, und der mit einem Achselzucken den Park zubetoniert und grün angestrichen hätte. Für englische Augen war schon der Vorgarten ein Sakrileg. Der hinter dem Haus verborgene, größere Teil des Parkes grenzte an Majestätsbeleidigung. Der Rasen war ungepflegt und halb von Unkraut und wild wuchernden Blumen okkupiert, die Büsche darauf wild verwachsen und die Blumenrabatten verwildert.

Sarim kam der bemitleidenswerte Zustand des Gartens nur zugute, denn er erleichterte sein Vorhaben, ungesehen ins Haus zu gelangen. Er war sicher, daß sich seit Tagen niemand mehr im Garten aufgehalten hatte, wenn man von der kleinen Ecke absah, in der sich das Kräuterbeet der Köchin befand; ein fast rührender – aber vollkommen vergeblicher – Versuch, dem Anwesen so etwas wie Stil zu verleihen. De Laurec hingegen war das kleine Gemüsebeet eher ein Dorn im Auge, bedeutete es doch, daß seine Besitzerin unter Umständen hinauskommen und ihn überraschen konnte – oder, was schlimmer wäre, seine Leute, die in kurzer Zeit hier auftauchen mußten.

Aber er verschwendete nur einen flüchtigen Gedanken an diese Möglichkeit. Er wußte, daß das Haus sehr wenig Personal hatte; erbärmlich wenig, im Vergleich zu seiner Größe. Und sollte das Unwahrscheinliche doch geschehen und er entdeckt werden – nun, auf einen Toten mehr oder weniger kam es nicht mehr an.

Lautlos, mehr einem Schatten als einem lebenden Wesen gleich, huschte der ehemalige Puppet-Master des Pariser Templerkapitels

durch den verwilderten Garten, erreichte die Rückseite des Hauses und blieb vor dem Dienstboteneingang stehen, um sich ein letztes Mal umzusehen.

Er suchte mit der linken Hand das Schlüsselloch, steckte etwas hinein, das bei flüchtigem Hinsehen vielleicht wie ein Schlüssel ausgesehen hätte, und drehte ihn vorsichtig herum. Seine ganze Konzentration war jetzt auf das Werkzeug gerichtet. Lautlos befahl er den beweglichen Segmenten an seiner Spitze die Stellung einzunehmen, die nötig war, den Mechanismus des Schlosses aufzusperren.

Es ging fast zu leicht. Der Mechanismus des Türschlosses war so alt und simpel, daß ihn jeder Dieb mit einer umgebogenen Haarklammer hätte knacken können. Für einen Augenblick wurde Sarim de Laurec unsicher. Das war weniger eine Abwehr gegen einen möglichen Eindringling, sondern eher eine Einladung.

Und vielleicht eine Falle...

Für einen Moment mußte der Puppet-Master mit aller Macht gegen das immer stärker werdende Gefühl ankämpfen, beobachtet zu werden. Dabei war er vollkommen sicher, allein zu sein.

Für einen Moment – einen winzigen Moment nur – glaubte Sarim ganz deutlich zu spüren, daß es das Haus selbst war, das ihn beobachtete: auf eine boshafte, ungeheuer finstere Art und Weise, die nicht einmal er ganz verstand, der doch wußte, wie unbelebte Dinge mit dem Leben zu versehen waren.

Er vertrieb den Gedanken. Craven war mächtig, aber nicht so mächtig. Wahrscheinlich war er nur nervös.

Wütend über sich selbst stieß Sarim die Tür auf und trat in den dahinterliegenden Raum. Er war nicht sehr überrascht, sich in einer Art Gerümpelkammer zu finden. Er mußte sehr vorsichtig sein und mit weit vorgestreckten Händen gehen, um nicht im Dunkeln gegen ein Hindernis zu stoßen und damit das halbe Haus zu alarmieren, als er den Raum durchquerte. Prüfend rüttelte er an der Klinke der gegenüberliegenden Tür. Sie bewegte sich lautlos, aber die Tür rührte sich nicht.

Sarim brauchte nicht einmal fünf Sekunden, auch dieses Schloß zu öffnen.

Und wieder hatte er dabei das Gefühl, beobachtet zu werden. Auf eine Art und Weise, wie eine Katze die blinde Maus beobachten würde, die

schnurstracks auf ihr aufgerissenes Maul zumarschiert.

Sarim fror plötzlich. Sein Blick bohrte sich in die schattenerfüllte Schwärze, die die Kammer ausfüllte. Irgendwo hinter diesem Vorhang aus Dunkelheit – dessen war er sich jetzt ganz sicher – war etwas. Möglicherweise war dieses Haus doch nicht ganz so schutzlos, wie er bisher angenommen hatte.

Mit erzwungener Ruhe konzentrierte er sich wieder auf das, was auf der anderen Seite der Tür lag. Wenige Schritte vor ihm lag eine schmale, ausgetretene Treppe, die ihn geradezu dazu aufzufordern schien, sich ihr anzuvertrauen. Doch sein Ziel lag in der entgegengesetzten Richtung, unter der Erde, wo sich die ausgedehnten Kellerräume des Hauses befanden. Dort würde er das Versteck finden, das er für sein Vorhaben brauchte.

Sarim durchquerte einen langen, muffigen Gang und erreichte schließlich eine düstere Treppe aus brüchigen Steinen, deren Geländer abgebrochen war. Rasch und ohne sich auch nur noch einmal umzusehen stieg er sie hinab, blieb auf der untersten Stufe stehen und sah sich um. Seine Augen gewöhnten sich rasch an das blaßgraue Dämmerlicht, das den Raum erfüllte. Außerdem wußte er, wonach er zu suchen hatte: nach einer kleinen, staubverkrusteten Tür in einer der Seitenwände, deren Angeln sich in wuchernde Rostpflanzen verwandelt hatten und deren Ritzen von betonhartem Staub erfüllt waren, denn sie war seit einem Menschenalter nicht mehr geöffnet worden.

Er entdeckte sie nach kurzem Suchen. Jemandem, der den Grundriß des Hauses im Kopf gehabt hätte, wäre vielleicht aufgefallen, daß die Tür geradewegs in eine der Grundmauern eingelassen war und daß dort, wohin sie führte, eigentlich nichts mehr sein konnte. Aber das fiel Sarim de Laurec ebensowenig auf wie die Tatsache, daß es überall im Keller Schuhabdrücke gab – nur vor der Tür nicht.

Mit einem triumphierenden Lächeln näherte er sich der Tür, streckte die Hand nach der blind gewordenen Messingklinke aus –

und zog sie wieder zurück.

Was wollte er überhaupt hier? Hinter dieser Tür war nichts von Belang, nur ein weiterer Keller, der mit Gerümpel und Müll vollgestopft war. Mit einem resignierenden Lächeln drehte er sich um, ließ sein Einbruchswerkzeug in der Tasche verschwinden und entfernte sich ein paar Schritte.

Aber nur, um abermals stehenzubleiben.

Ein betroffener, ja fast entsetzter Ausdruck breitete sich auf seinen Zügen aus. Verwirrt blickte er um sich, starrte dann wieder die Tür an. Für einen Moment hatte er das absurde Gefühl, so etwas wie ein höhnisches Grinsen zu spüren, obgleich das schlichtweg unmöglich war.

Immer nervöser werdend, näherte er sich der Tür ein zweites Mal.

Mit dem gleichen Ergebnis.

Nur, daß er diesmal für einen ganz kurzen Moment spürte, wie etwas nach seinen Gedanken griff und sie so lange verknotete, bis er überzeugt davon war, hinter dieser Tür absolut nichts als Staub und Gerümpel zu finden.

Sarims Hände begannen zu zittern. Für einen Augenblick hatte er nichts als Angst, eine panische, fast unwiderstehliche Angst, die ihn zwingen wollte, auf der Stelle herumzufahren und das Haus zu verlassen, so schnell er nur konnte. Ein dumpfer, pochender Schmerz breitete sich in seinem Schädel aus. Die winzige Wunde an seiner Schläfe blutete stärker. Aber dann gelang es ihm, den feindlichen Einfluß abzublocken; mit einer Kraft, die nicht seine eigene war.

Zitternd richtete er sich auf und trat steifbeinig auf die Tür zu und streckte die Hand nach der Klinke aus.

Seine Glieder wollten ihm nicht gehorchen. Es war, als klebe ein unsichtbarer, zäher Sirup an seinen Fingern. Schweiß bedeckte Sarim de Laurecs Stirn. Aber die neue Macht in seinem Schädel war stärker. Millimeter für Millimeter näherten sich seine Finger der Klinke, berührten schließlich das matte Metall und drückten es herunter.

Die Tür war nicht verschlossen.

Etwas Sonderbares geschah. Es ging so schnell, daß sich de Laurec hinterher nicht einmal sicher war, ob es nun wirklich geschehen oder bloße Einbildung gewesen war, vielleicht ein neuer, böser Scherz, den ihm dieses Haus und seine Schutzgeister – oder was immer es war – spielten. Aber für einen ganz kurzen Moment hatte er das Gefühl, einen Ruck in der Wirklichkeit zu spüren. Es war, als würde er aus seiner Welt herausgerissen und im Bruchteil einer Sekunde in eine andere, fast – aber eben nur fast – identische versetzt. Alles war genau wie zuvor.

Und doch…

Die Erkenntnis, daß irgend etwas ganz und gar nicht so war, wie es sein sollte, kam um einen Sekundenbruchteil zu spät.

Sarim stolperte nach vorne, verlor durch den unerwarteten Ruck das Gleichgewicht und fiel der Länge nach hin. Der Aufprall war so hart, daß er für die Dauer eines Herzschlages halb benommen liegenblieb.

Und als er aufblickte, sah er ganz und gar nicht das, was er hätte sehen sollen. Vor ihm war kein Keller. Keine Treppe. Keine stauberfüllten Gewölbe. Es war auch nicht mehr Nacht.

Es war heller Vormittag, und Sarim de Laurec lag mit ausgestreckten Armen und Beinen auf einem kostbaren Berberteppich, mitten in einem holzgetäfelten, sehr weitläufigen Salon. In dem Aschenbecher, der auf einem kleinen Tisch stand, lag eine glimmende Zigarre, und durch die nur angelehnte Tür drangen Stimmen, ohne daß er die Worte verstand.

Dafür verstand er etwas anderes. Nämlich, daß jeden Moment die Tür des Salons aufgehen und jemand hereinkommen konnte.

* * *

Während Cohen und seine Leute das Haus durchsuchten, begann ich ganz allmählich den ersten Schock über meine Verhaftung zu verwinden. Und je nüchterner ich wurde, desto weniger wohl fühlte ich mich in meiner Haut. Es war nicht der Umstand allein, daß ich verhaftet war – so etwas war mir nicht zum ersten Male passiert; ich hatte gewissermaßen Übung darin, unter falscher Anklage zu stehen. Aber Cohens Verhalten irritierte mich mehr und mehr. Ich kannte den alten Griesgram gut genug, um ihn weiß Gott nicht für einen liebenswerten Menschen zu halten – ganz im Gegenteil. Aber was immer man ihm nachsagen mochte – er war ein durch und durch gesetzestreuer Mann. Und er hatte nicht mit der Wimper gezuckt, als mich einer seiner Männer brutal geschlagen hatte.

Trotzdem war ich im Grunde recht zuversichtlich. Rowlf mußte nun bald zurückkehren, und der gute alte Gray würde die Sache schon hinbiegen. Wozu war er einer der besten Rechtsanwälte, die das britische Empire jemals hervorgebracht hatte?

Auch Howard hatte sich wieder so weit beruhigt, daß er Pläne

bezüglich meiner möglichst raschen Freilassung schmiedete; nur manchmal abschweifend, um düstere Andeutungen bezüglich der Karriere eines gewissen Scotland-Yard-Beamten zu machen oder sich eine Zigarre anzuzünden. Ich konnte seinen Groll verstehen.

Er kannte ebenso wie ich das »Gästequartier« unter dem Yard und wußte, daß ich wenig Lust hatte, es so schnell wieder zu beziehen.

Cohen kam nach weniger als einer halben Stunde zurück – eine Zeit, die nicht einmal gereicht hätte, auch nur das Erdgeschoß des Hauses gründlich zu durchsuchen, geschweige denn alle drei Etagen einschließlich des Dachgeschosses und des gewaltigen Kellerlabyrinths. Trotzdem machte er auf mich ganz den Eindruck eines Mannes, der sehr zufrieden mit dem war, was er erreicht hatte.

»Nun«, sagte ich spitz. »Haben Sie alles gefunden, Inspektor? Die Leichen im Keller und die zweiundzwanzig erwürgten Mädchen auf dem Dachboden?«

Cohen sah mich kalt an. »Das Lachen wird Ihnen bald vergehen, Craven«, sagte er ruhig. »Haben Sie etwas dagegen, wenn wir uns noch den Garten ansehen?«

»Meinetwegen graben Sie ein Loch und legen sich rein«, knurrte ich, stand aber gehorsam auf und ging zur Tür, ehe Tailworthern etwa auf die Idee kommen konnte, dem Wunsch seines Chefs mit ein paar Hieben in meinen Nacken Nachdruck zu verleihen. Cohen schluckte die Beleidigung, ohne mit der Wimper zu zucken, trat beiseite, um mich vorbeizulassen, und forderte auch Howard auf, mit uns zu kommen.

Das Haus wimmelte von Polizei, als ich aus dem Salon trat. Allein in der Halle lungerten ungefähr ein Dutzend Beamte herum, und aus den angrenzenden Räumen hörte ich die typischen Geräusche einer Hausdurchsuchung, die sehr gründlich, aber nicht sehr vorsichtig durchgeführt wurde.

»Ihr kleiner Scherz wird den Yard eine hübsche Stange Geld kosten, Cohen«, sagte Howard wütend, aber Cohen schwieg auch darauf verbissen.

Allmählich machte mich seine bewußt zur Schau gestellte Siegesgewißheit wirklich nervös. Nervöser, als ich mir eingestehen wollte. Zum Teufel – ich kannte Cohen gut genug, um zu wissen, daß er niemals ein solches Aufhebens getrieben hätte, wenn er seiner Sache nicht verdammt sicher gewesen wäre.

Als wir das Haus verließen, hielt eine Kutsche vor dem Grundstück, und über die Köpfe der Beamten hinweg, die das Tor bewachten, erkannte ich Rowlf und Gray, die aus dem Wagen stiegen und sofort von Cohens Männern aufgehalten wurden.

»Laßt sie durch!« schrie Cohen. Die Männer traten gehorsam beiseite, und Rowlf und der Anwalt stürmten über den Kiesweg auf uns zu. Ich sah, daß Gray unter seinem hastig übergeworfenen Mantel wirklich noch das Nachthemd trug. Rowlf hatte Howards Befehl überaus genau genommen. »Robert – was ist hier los?« Gray trug noch Ringe des Schlafes unter den Augen, wirkte aber gleichzeitig sehr wach. Unter seinem rechten Arm klemmte eine abgewetzte Aktenmappe. »Was bedeutet das alles?«

»Das werden Sie gleich sehen, Doktor Gray«, sagte Cohen an meiner Stelle. »Wenn Sie mir noch wenige Augenblicke zugestehen, dann –«

»Ich gestehe Ihnen zu«, unterbrach ihn Gray kalt, »gefälligst den Mund zu halten und mich mit meinem Klienten reden zu lassen, wie es das Gesetz vorschreibt.« Er bedachte Cohen mit der Art von Blick, die man normalerweise einem ekeligen Insekt zukommen läßt. Cohen preßte wütend die Lippen aufeinander, war aber klug genug, sich nicht auf ein Wortgefecht mit Gray einzulassen, sondern trat statt dessen einen halben Schritt zurück.

»Also«, sagte Gray noch einmal, »was zum Teufel geht hier vor?«

»Das hier.« Howard zog den Haftbefehl aus der Tasche und reichte ihn Gray. Der Anwalt überflog das Schreiben, zog die Augenbrauen zusammen und starrte erst mich, dann Cohen ungläubig an. »Das ist ein Scherz«, murmelte er. »Aber ein verdammt schlechter.«

»Sie haben Robert geschlagen«, sagte Howard ruhig. »Ohne, daß er ihnen Grund dazu gegeben hätte. Ich bin bereit, das zu beeiden.«

»Immer mit der Ruhe, Howard.« Gray faltete den Haftbefehl sorgsam in der Mitte zusammen, ließ ihn in einer Tasche seines Mantels verschwinden und wandte sich an Cohen. »Also, Inspektor: Was ist hier los? Und keine Ausflüchte mehr, wenn ich bitten darf!«

Cohen gab ein abfälliges Geräusch von sich. »Sie können doch lesen, oder?«

»Humbug!« fauchte Gray. »Mord – Quatsch. Wo sind Ihre Beweise, Cohen?«

»Beweise?« Cohen lächelte humorlos. »Folgen Sie mir, Doktor, dann bekommen Sie Ihre Beweise. Na los!« fügte er hinzu, als Gray und ich zögerten.

Begleitet von einem ganzen Rudel Polizeibeamten gingen wir um das Haus herum und in den Garten, und spätestens in diesem Moment wurde mir klar, daß seine Frage, ob ich etwas dagegen hätte, mir noch den Garten anzusehen, eine reine Phrase gewesen war.

Unweit der ersten Büsche war die Erde aufgewühlt. Ein gut zwei Yards langes und halb so breites Loch, das mich auf erschreckende Weise an ein frisch aufgeworfenes Grab erinnerte, gähnte im Rasen. Cohen marschierte zielstrebig darauf zu, sprang mit einem federnden Satz in das knietiefe Loch hinein und beugte sich nieder. Er hob einen Gegenstand vom Boden auf und betrachtete ihn mit gerunzelter Stirn. »Tailworthern«, fragte er, »für was würden Sie das halten?«

Ich verstand nicht gleich. Was Cohen in der Hand hielt, war ein kleiner, goldener Manschettenkopf. Und?

»Der Manschettenknopf gehört Peabody, Inspektor«, antwortete Tailworthern.

»Sind Sie sicher?«

»Vollkommen. Er hat mir das Paar gezeigt, als er sie gekauft hat.«

Cohen bedachte mich mit einem Blick, der einer Klapperschlange zur Ehre gereicht hätte. Dann schlug er den Manschettenknopf vorsichtig in ein weißes Tuch ein und steckte ihn in die Tasche.

»Was soll das, Inspektor?« fragte Gray scharf. »Für einen Mord ist das doch wohl sicher kein Beweis, oder?«

Cohen ignorierte ihn schlichtweg. Schnaufend kletterte er aus dem Loch hervor, blickte mich mit einer Mischung aus Verachtung und mühsam unterdrücktem Triumph an und klatschte in die Hände, woraufhin zwei Männer mit Hacken und Schaufeln in das Loch hinabsprangen und mit Graben fortfuhren.

Für die nächsten Minuten hörten wir die Geräusche, mit denen die Spaten in die Erde stachen, und das Keuchen der beiden Männer.

Nach einiger Zeit hielt der eine inne und wies mit der Spatenspitze auf ein Stück Stoff, das aus der Erde ragte. »Das ist die Jacke, die Peabody gestern anhatte«, murmelte Tailworthern.

»Genau die Jacke, die er anhatte, als er Ihnen auf der Spur war«, erklärte Cohen mit steinernem Gesicht. Er wies die Polizisten an, weiterzugraben. Ich wunderte mich nicht mehr, als kurze Zeit später eine bleiche, im Tode verkrampfte Hand und danach der ganze Körper eines Mannes freigelegt wurden.

»Nun, Craven?« fragte Cohen. »Was sagen Sie jetzt?«

»Gar nichts«, antwortete Gray hastig. »Mein Klient wird nichts mehr sagen, Inspektor. Wenn Sie Fragen haben, stellen Sie sie mir.«

Cohen zuckte mit den Achseln. »Wie Sie wollen. Dann eben Sie, Doktor Gray: Was sagen Sie jetzt?«

»Interessant«, antwortete Gray kalt. »Ein toter Mann, den jemand hier im Garten vergraben hat. Und?«

»Dieser tote Mann«, antwortete Cohen mit nur noch mühsam beherrschter Stimme, »war mein Assistent Angus Peabody. Und er ist nicht von jemandem hier vergraben worden, sondern von… von Ihrem Klienten.«

»Das sagen Sie«, sagte Gray kalt. »Wenn Ihre Beweise nur aus einer Leiche und einem Manschettenknopf bestehen, Inspektor, dann lassen Sie sich Ihr Lehrgeld wiedergeben.«

Cohens Augen flammten vor Zorn. Aber der Wutausbruch, auf den ich wartete, blieb aus. »Sie wollen also Beweise?« fragte er.

Gray nickte zornig. »Die will ich in der Tat, Inspektor. Und zwar verdammt gute!«

Cohen lächelte. »Wäre Ihnen die Aussage eines Augenzeugen Beweis genug?« fragte er ruhig.

* * *

Sarim de Laurec reagierte blitzschnell. Mit einem einzigen Satz war er auf den Füßen und bei der Tür, drückte sie ins Schloß und drehte den Schlüssel herum. Fast im gleichen Moment drückte jemand von außen auf die Klinke, rüttelte kräftig daran und verlangte mit barscher Stimme den Schlüssel, als sich die Tür nicht öffnen ließ.

Sarim wagte kaum zu atmen. Er fürchtete zwar die Leute vor der Tür nicht, doch würde seine vorzeitige Entdeckung seine Pläne

empfindlich stören und eventuell sogar das feingesponnene Netz zerreißen, in dem sich sein Feind verfangen sollte. Insgeheim schimpfte er sich einen Narren, daß er der Versuchung, hierher zu kommen, um Cravens Niederlage mit eigenen Augen zu sehen, nicht hatte widerstehen können. Aber für Reue war es ein wenig zu spät.

Während draußen jemand immer heftiger an der Klinke zu rütteln begann, um sich Einlaß zu verschaffen, sah sich Sarim de Laurec gehetzt um. Den Gedanken, aus dem Fenster zu steigen, verwarf er so schnell wieder, wie er ihm gekommen war. Draußen war heller Tag, und selbst in einer so relativ ruhigen Gegend wie Ashton Place wäre ein Mann aufgefallen, der aus dem ersten Stock eines Hauses kletterte. Ganz davon abgesehen, daß de Laurec nicht sicher war, es zu schaffen – er war alles andere als sportlich, und Dinge wie Fassadenklettern überließ er normalerweise anderen. Aber er mußte hier heraus!

Wie zur Antwort erscholl in diesem Moment hinter ihm ein leises, metallisches Klicken. De Laurec fuhr herum. Seine Hand zuckte unter den Mantel und kam mit einer kleinen, doppelläufigen Pistole wieder zum Vorschein.

Aber hinter ihm war niemand, und das Klicken, das er gehört hatte, war das Geräusch gewesen, mit dem sich ein Teil der Wandvertäfelung gelöst und wie eine Tür ein Stück nach außen geschwungen war.

Es war eine Tür. Eine Geheimtür, genauer gesagt, so perfekt eingepaßt, daß normalerweise nicht einmal ein haardünner Spalt zu sehen gewesen wäre. Jetzt stand sie einladend offen. Beinahe ein wenig zu einladend für Sarim de Laurecs Geschmack.

Aber welche Wahl hatte er schon? Er mußte hier heraus, ganz gleich wie, und die Tür, durch die er gekommen war, war verschwunden. Nicht, daß es dem ehemaligen Templer in diesem Moment aufgefallen wäre. Er hatte die Tür im gleichen Moment vergessen, in dem er hindurchgestolpert war. Aber er hatte selbst vergessen, daß er etwas vergessen hatte, und so war dieser geheime Ausgang für ihn im Moment der einzige Fluchtweg.

Vorsichtig öffnete er die Tür weiter, zog die beiden Hähne der kleinen Pistole zurück und spähte in die Dunkelheit, die dahinter lauerte. Staubtrockene Luft wehte ihm entgegen und reizte ihn zum Niesen, und ein Gefühl unbeschreiblichen Alters empfing ihn. Sarim hielt die Luft an, doch der Juckreiz war so stark, daß ihm Tränen in die Augen schossen. Halbblind stolperte er nach vorne, ertastete rauhen, mürbe gewordenen Stein in der Dunkelheit und konnte die Geheimtür gerade

noch hinter sich ins Schloß ziehen, als er auch schon schallend niesen mußte. In dem winzigen Raum klang das Geräusch wie ein Kanonenschlag.

Sarim blieb wie versteinert stehen und lauschte. Doch es blieb alles still. Nicht der mindeste Laut drang von draußen in den schmalen Treppenraum herein, in dem er stand. Es war still wie in einem dunklen, vollkommen geschlossenen Grab.

Sarim kämpfte die Panik nieder, die sich seiner bemächtigen wollte, steckte seine Waffe wieder ein und preßte das Ohr gegen die Geheimtür. Da sie nur aus einer dünnen Bretterwand bestand, hätte er es sogar hören müssen, wenn jemand auf dem Korridor vor dem Nebenraum gesprochen hätte. Doch er hörte buchstäblich nichts.

Nach einer Weile gab Sarim auf und tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Leute ein anderes Zimmer betreten hatten. Nicht zum ersten Male, seit er in dieses Haus eingedrungen war, schalt er sich in Gedanken einen Idioten. Er preßte beide Hände gegen die Geheimtür und suchte im Dunkeln nach dem Öffnungsmechanismus. Doch trotz seiner magischen Fähigkeiten fand er keine Spur mehr von dem Schloß. Nicht einmal...

Eine eisige Hand schien über sein Rückgrat zu streichen. Sarim spürte, wie sich die Haare in seinem Nacken und auf seinen Unterarmen aufrichteten wie Katzenfell, als er begriff, daß es keine Tür gab. Es war, als hätte sie nie existiert.

Sarim begann plötzlich zu frieren, obwohl es verdammt warm in dem engen Schacht war. Nervös versuchte er sich über seine Lage klarzuwerden. Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Tausend Erklärungen für das Unerklärliche, und eine unbefriedigender als die andere.

Er wußte nur eines mit Sicherheit: daß er sich wie ein Idiot benommen hatte. Er hatte die Macht, die dieses Haus beschützte, sträflich unterschätzt. Wenn sein Zeitgefühl nicht ebenfalls genarrt worden war und sein Plan erfolgreich ablief, dann waren die Beamten des Yard gerade dabei, Craven zu verhaften.

Wenn... dachte er finster.

Wenn es nicht genau anders gekommen war und er sich längst in einer Falle befand, aus der es kein Entrinnen mehr gab.

Sarim konnte es kaum glauben, doch er hatte fast eine ganze Nacht

und den halben Vormittag gebraucht, um eine einzige Treppe zu überwinden – und dabei war er sehr sicher, daß erst wenige Minuten vergangen waren, seit er das Haus betreten hatte. Und zu allem Überfluß war er statt in den Keller in den ersten Stock des Hauses geraten. Auch die Treppe, auf der er jetzt stand, führte nach oben. Vor ein paar Sekunden war sie noch nicht da gewesen, aber das fiel Sarim de Laurec ebensowenig auf wie der Umstand, daß er gerade in zwei aufeinanderfolgenden Gedanken das Gegenteil des jeweils anderen gedacht hatte.

Er wußte nur, daß ihm die Zeit davonlief. Wenn er Craven – und damit auch Howard – vollständig vernichten wollte, dann mußte er sich sputen, um ein Versteck zu finden, in dem er seine magischen Kräfte ungehindert entfalten konnte.

Und es gab nur einen einzigen Weg, der ihm offenstand – nach oben.

Vorsichtig begann er die morschen Stufen hinaufzugehen.

Und so wenig wie alles andere zuvor bemerkte Sarim de Laurec, daß die Treppe hinter ihm verschwand, kaum daß er seinen Fuß von dem morschen Holz gelöst hatte…

* * *

Die kahlen Mauern meiner Zelle waren nicht einmal das Schlimmste. An solche und ähnliche Widrigkeiten hatte ich mich zeit meines Lebens gewöhnen müssen. Viel schlimmer war das Gefühl von Endgültigkeit, das ich verspürte. Es war nicht das erste Mal, daß ich in einer scheinbar ausweglosen Situation steckte – aber irgend etwas sagte mir, daß es diesmal schlimmer war als je zuvor. Es gibt sehr wenige Dinge, bei denen die englische Polizei weniger Spaß versteht als den Mord an einem Kollegen. Tailworthern selbst hatte den Riegel vorgeschoben und die Tür zugeschlossen, so sorgfältig, als hielte er mich für eine Art Wundertier, das nach Belieben durch feste Mauern und stabile Türen spazieren konnte.

Ich hätte im Moment auch viel dafür gegeben, es zu können.

Gray und Howard hatten mich in der Kutsche begleitet, die mich zum Yard brachte, und Gray hatte versichert, noch in dieser Nacht alles zu tun, was in seiner Macht stand, mir hier heraus zu helfen.

Das war es, was er gesagt hatte.

Aber ich hatte seinen Blick dabei sehr wohl registriert. Seine Worte entsprachen nicht unbedingt dem, was er dachte. Gray hatte mich schon etliche Male aus Schwierigkeiten mit den Behörden herausgepaukt, doch diesmal stand mir das Wasser bis zum Hals – und ein wenig darüber hinaus. Und Cohen würde sich ein besonderes Vergnügen daraus machen, möglichst hohe Wellen zu schlagen.

Das Schlimme war, daß ich keine Ahnung hatte, wer mir diese Leiche in den Garten praktiziert hatte. Nicht, daß ich einen Mangel an Feinden gehabt hätte, auch nicht an solchen, die zu einer solchen Intrige bereit und auch fähig gewesen wären. Aber wer, zum Teufel nochmal!? Es mußte jemand hinter dem Ganzen stecken, der mich mit allen Mitteln vernichten wollte – und dem mit meinem Tod allein nicht gedient war.

Es müssen wohl zwei Stunden oder mehr gewesen sein, die ich mit offenen Augen auf der harten Pritsche lag und grübelte, ehe ich ein Geräusch von der Tür her hörte und aus meinen fruchtlosen Gedanken hochschreckte. Ich setzte mich auf, fuhr mir mit den Händen durch das Gesicht und sah zur Tür, darauf hoffend, Dr. Gray zu sehen, der mit der Nachricht kam, daß sich alles als Irrtum herausgestellt hatte.

Doch es war Tailworthern, der mit Handschellen auf mich zukam. Hinter ihm standen vier kräftige Burschen in Uniform und mit Gummiknüppeln in der Hand. Dem Ausdruck auf ihren Gesichtern nach zu schließen warteten sie geradezu darauf, daß ich mich zu wehren versuchte. Einen Moment lang überlegte ich ernsthaft, ihnen den Gefallen zu tun, verwarf die Idee aber sofort wieder. Selbst, wenn ich hier herausgekommen wäre – was nicht sehr wahrscheinlich war –, ein besseres Geständnis hätte sich Cohen gar nicht wünschen können. Ich ließ mir die Handschellen widerstandslos anlegen. Doch als ich aufstehen wollte, zitterten meine Knie so stark, daß ich um ein Haar gefallen wäre.

Tailworthern lachte böse. »Nun, Mister Craven? Sind wir nur müde, oder haben wir Angst vor dem Strick?« fragte er hämisch.

»Ich will meinen Anwalt sprechen«, sagte ich.

Tailworthern lächelte ein Den-Spruch-kenne-ich-mein-Freund-Lächeln. »Den werden Sie noch früh genug sehen«, sagte er. »Jetzt geht es erst einmal zur Vernehmung. Wenn der Inspektor zurückkommt, will er ein volles Geständnis sehen, ist das klar?«

»Von wem?« fragte ich.

Tailworthern preßte die Lippen aufeinander, hob die Hand, als wolle er mich schlagen – und schüttelte den Kopf. »Nein, den Gefallen tue ich dir nicht«, sagte er. »Spiel ruhig den Dummkopf, Craven.« Er versetzte mir einen Stoß, der mich aus der Zelle in die Arme eines der vier Gorillas taumeln ließ.

»Oh, Verzeihung«, meinte er fröhlich.

»Ich will meinen Anwalt sprechen«, sagte ich stur.

* * *

Zuerst hatte er noch geglaubt, die Treppe würde vom ersten Stock direkt bis zum Dachboden führen; ein geheimer Fluchtweg, den die Architekten dieses Hauses in seine mächtigen Grundmauern hineingebaut hatten.

Aber sie nahm kein Ende.

Er hatte versucht, die Stufen zu zählen, sich aber jedes Mal verhaspelt, kaum daß er bei zwanzig oder fünfundzwanzig angelangt war, und es schließlich aufgegeben, mehr frustriert als wirklich beunruhigt. Es war einfach unmöglich! Was nichts daran änderte, daß es so war.

Sarim verzog das Gesicht zu einer Grimasse und starrte nicht zum ersten Mal konzentriert nach oben. Es war unmöglich, daß diese Treppe so weit nach oben führte, nicht in einem Haus wie diesem – es war einfach nicht groß genug dazu. Er dachte kurz an die seltsame Treppe im Erdgeschoß, die ihn in das erste Stockwerk anstatt in den Keller gebracht hatte, aber der Gedanke bereitete ihm eher Kopfschmerzen als Klarheit in dieses Rätsel zu bringen, und so ging er einfach weiter. Irgendwann mußte diese Wahnsinnstreppe ja ein Ende nehmen!

Ein ganz leises, boshaftes Lachen erscholl.

Sarim blieb stehen. Seine Augen weiteten sich, während er dem unheimlichen Echo lauschte und vergeblich die Richtung zu bestimmen versuchte, aus dem es kam.

Es ging nicht.

Das Lachen hielt an, und es war irgendwie körperlos; eigentlich gar kein Laut, sondern etwas, das er eher spürte, als es zu hören. Und

obwohl es ein Lachen war, war es ein Laut so voller Drohung und böser Vorfreude, daß sich etwas in Sarim zusammenzog wie unter einem Peitschenhieb.

Zitternd vor Furcht stieg er über das Gerümpel, das in unordentlichen Haufen auf dem Dachboden herumlag, und blieb vor einer alten Couch stehen, die nur noch drei Beine hatte. Mit einem Zipfel seines Mantels wischte er den Staub ab, der fingerdick auf dem Couchbezug lag, und setzte sich.

Couch?!

Sarim de Laurec hatte das Gefühl, von einer eisigen Hand berührt zu werden.

Gerümpel?!

Sarim de Laurec schrie auf, fuhr so schnell hoch, als hätte er sich auf eine glühende Herdplatte gesetzt statt auf das altersschwache Möbel, und starrte aus hervorquellenden Augen auf das Tohuwabohu, das den Dachboden ausfüllte. Die Treppe war verschwunden; statt der knarrenden Stufen, die sich gerade noch in schier endloser Folge unter seinen Füßen abgewechselt hatten, stand er auf den durchgebogenen Holzbohlen einer sehr großen Dachkammer, die seit Menschengedenken leerstehen mußte und als Aufbewahrungsort für all den Krempel diente, der eigentlich auf die Müllkippe gehörte, von dem sich die Besitzer des Hauses aber nicht hatten trennen können.

Nur, dachte Sarim de Laurec hysterisch – daß es in diesem Haus keinen Dachboden gab!!!

Er hatte die Pläne lange genug studiert – das gesamte Dachgeschoß des Hauses war umgebaut worden, vor weniger als zwei Jahren, um Platz für die Privatklinik zu schaffen, in der Craven seine geistesgestörte Verlobte untergebracht hatte! Er stand in einem Raum, den es seit zwei Jahren nicht mehr gab!

* * *

»Ich habe Ihren Kollegen nicht umgebracht!« sagte ich verzweifelt – zum wahrscheinlich achtzigsten Male, seit Tailworthern mich hier heraufgebracht hatte; mindestens. Es war Tag geworden, schon vor Stunden. Draußen vor den schmalen, mit schmuddeligen Gardinen verhängten Fenstern schien die Sonne, und vor einer Weile war der

Duft von frisch aufgebrühtem Tee durch die Türritzen gedrungen. Ich vermutete, daß es annähernd Mittag war. Aber genau vermochte ich das nicht zu sagen. Mein Zeitgefühl war ebenso unter Tailwortherns beharrlichen Fragen zerbröckelt wie mein Widerstand.

Es war wirklich nicht das erste Mal, daß ich unter falscher Anklage stand, aber ich hatte nie ein Verhör wie dieses erlebt. Meine vorschnell gefaßte Meinung über Cohens Assistenten hatte ich revidieren müssen – ich hielt ihn mehr denn je für einen Idioten, aber ich hatte rasch begriffen, daß er trotzdem ein Spezialist in seinem Fach war.

Niemals zuvor war ich so ausdauernd und auf so unbeschreiblich zermürbende Art verhört worden. Tailworthern ignorierte meine Antworten schlichtweg, solange sie nicht das enthielten, was er hören wollte; aber er schnappte zu wie eine ausgehungerte Kobra, wenn ich auch nur an der falschen Stelle zögerte oder mich verbesserte. Und dabei wirkte er noch immer so frisch und ausgeruht wie in der vergangenen Nacht, als das Marathonverhör begonnen hatte. Und so, wie er auf seinem Stuhl hockte, verkehrt herum, so daß er die Arme auf der Rückenlehne aufstützen und das Kinn darauflegen konnte, sah er ganz so aus, als würde er das Spielchen auch weitere vierundzwanzig Stunden durchhalten. Mindestens.

»Glauben Sie mir doch, Tailworthern«, murmelte ich. »Ich weiß nicht, wer hinter dieser ganzen Intrige steckt. Ich bin so unschuldig wie –«

»Wie jeder, der auf diesem Stuhl sitzt«, sagte Tailworthern ruhig. »Ich weiß, Mister Craven, ich weiß.«

»Zum Teufel, Sie wissen nichts!« brüllte ich. »Sie sind ein Arschloch, Tailworthern, das jeden, der hier hereingeschafft wird, von vornherein für schuldig hält!«

Tailworthern reagierte nur mit einem flüchtigen Lächeln auf die Beleidigung, und ich begriff, daß ich ihm nur einen Gefallen getan hatte. Ganz gleich, was ich ihm an den Kopf warf – jeder Wutausbruch meinerseits zeigte ihm, daß mein Widerstand zu zerbröckeln begann.

»Entschuldigung«, murmelte ich.

»Schon gut«, grinste Tailworthern. »Ich bin Schlimmeres gewöhnt.« Er stand auf, gähnte hinter vorgehaltener Hand und sah aus rot unterlaufenen Augen auf mich herab. »Ich schlage vor, wir legen eine kleine Pause ein, und Sie beruhigen sich. Wenn Sie wollen, können Sie in der Zwischenzeit mit Ihrem Anwalt reden.«

»Gray ist hier?« entfuhr es mir.

»Seit vier Stunden«, antwortete Tailworthern ungerührt. »Vielleicht auch seit fünf, so genau weiß ich das nicht.« Er gab einem der beiden Gorillas, die wie lebende Statuen in der Ecke standen, einen Wink. »Bring Craven ins Anwaltszimmer, Prox. Und gib acht, daß er keinen Blödsinn anstellt.«

Die letzte Bemerkung war absolut überflüssig. Ich wäre nicht einmal mehr in der Lage gewesen, einen Fluchtversuch zu wagen, wenn mir Tailworthern den Schlüssel in die Hand gedrückt hätte.

Prox gebot mir mit einer ungeduldigen Geste, aufzustehen, und ich leistete dem Befehl trotz meiner Müdigkeit sehr schnell Folge, um nicht erneut Bekanntschaft mit seinem Gummiknüppel zu machen.

Gray erwartete mich in einem übelriechenden, fensterlosen Kabuff, der wohl das »Anwaltszimmer« sein mußte, von dem Tailworthern gesprochen hatte. Er saß, mit leicht hängenden Schultern und auf den Knauf seines Stockes gestützt, so reglos da, daß ich im ersten Moment glaubte, er würde schlafen, fuhr aber bei meinem Eintreten hoch und sah mich an. Ich lächelte erleichtert, aber Gray ignorierte mich und wandte sich sofort an Prox.

»Lassen Sie mich mit meinem Klienten allein«, sagte er.

»Soweit kommt's noch«, fauchte Prox und versetzte mir einen Stoß, der mich auf den harten Stuhl warf. »Sie haben eine halbe Stunde, mit ihm zu sprechen. Und«, fügte er mit einem kalten, sehr bösen Lächeln hinzu, »Sie haben nicht das Recht, allein mit ihm zu sprechen.«

»Das mag sein«, antwortete Gray ungerührt. In seiner Stimme schwang eine Kälte mit, die selbst mich überrascht aufsehen ließ. »So wenig, wie Sie das Recht haben, mich geschlagene vier Stunden hier warten zu lassen. Oder meinen Klienten –« er hob seinen Stock und stocherte damit in meine Richtung, als wolle er mich aufspießen »– überhaupt zu verhören, solange ich nicht dabei bin.«

Prox' Gesichtsausdruck war eher gelangweilt als beeindruckt. »Dann beschweren Sie sich doch bei Cohen«, sagte er. »Oder bei Angus Peabodys Witwe.«

»Das werde ich tun«, sagte Gray kalt. »Aber wohl besser bei Lordoberrichter Darender selbst. Und was Cohen angeht, junger Mann: Ich möchte nicht in Ihrer Haut stecken, wenn mein Klient wegen eines Verfahrensfehlers freigesprochen werden muß, und er Ihnen die

Schuld daran gibt. Ich fürchte, daß Sie sich dann als Verkehrspolizist am Himalaya wiederfinden.«

Prox atmete hörbar ein, setzte dazu an, etwas zu sagen, und starrte mich statt dessen einen Moment lang sehr böse an. Dann nickte er. »Gut«, fauchte er. »Zehn Minuten. Und die Tür bleibt offen, ist das klar?«

»Ich habe nichts dagegen«, sagte Gray ruhig. »Mister Craven und ich haben nichts zu verbergen.«

Prox verzichtete auf die Antwort, die ihm sichtlich auf der Zunge lag, fuhr auf dem Absatz herum und stieß die Tür so wuchtig auf, daß sie draußen gegen die Wand prallte. Im Sturmschritt marschierte er durch den Gang und blieb in Sicht-, aber nicht in Hörweite stehen.

»Dem haben Sie's gegeben, Doktor«, sagte ich müde. »Wenn Sie sich in der Verhandlung ebenso gut schlagen, sehe ich der Zukunft gelassen entgegen.«

Grays Blick blieb ausdruckslos. »Ich fürchte, ich muß dich enttäuschen, Junge«, sagte er.

Ich erschrak. »Wie... wie meinen Sie das?«

»Wie ich es sage«, antwortete Gray. »Einen kleinen Polizeibeamten einzuschüchtern, ist eine Sache. Aber ich war nicht untätig, während sie dich durch die Mangel gedreht haben. Es sieht übel aus.«

»Was?« fragte ich alarmiert.

Gray zögerte, aber nur eine Sekunde. Dann seufzte er, lehnte sich zurück und begann mit seinem Stock zu spielen. Der Stuhl, auf dem er saß, ächzte hörbar unter seinem Gewicht, obgleich Gray keine hundert Pfund wog. Wie alles hier war er alt und starrte vor Schmutz.

»Auch ich habe gewisse... Freunde im Yard und anderswo«, begann er zögernd. »Ich habe eine Menge erfahren, und wenig davon gefällt mir. Cohen hat mittlerweile ein halbes Dutzend Zeugen aufgetan, die Stein und Bein schwören, dich in der Gegend beobachtet zu haben, in der dieser Peabody ermordet worden sein soll. Darunter einige respektable Bürger, die kaum lügen werden. Und es kommt noch schlimmer. Er –«

»Verdammt nochmal, ich war es nicht!« fuhr ich auf.

»Ich weiß«, sagte Gray mit geradezu aufreizender Ruhe. »Aber die

Richter wissen es nicht.« Er seufzte. »Tut mir leid, Robert, aber ich halte nichts davon, dir falsche Hoffnungen zu machen.«

»Was soll das heißen?« fragte ich. »Sie...«

»Du hast keine große Chance«, sagte Gray kühl. Sein Blick war wie aus Eisen. Jedes bißchen Wärme und Väterlichkeit, das jemals darin gewesen war, war verschwunden. »Um ehrlich zu sein – wenn es sich nicht um dich handeln würde, würde ich die Verteidigung in diesem Falle glattweg ablehnen.«

»Das klingt ja so, als wäre ich bereits verurteilt!«

»So ungefähr ist es auch«, sagte Gray düster. »Cohen und Staatsanwalt Ruthel werden schwerstes Geschütz auffahren, und sie werden alles aufbieten, was sie haben. Solange wir deine Unschuld nicht konkret beweisen können...« Er seufzte erneut. »Aber soviel Zeit bleibt uns nicht. Gib mir ein viertel Jahr, und ich zerpflücke diese Anklageschrift in der Luft. Aber so...« Er spielte weiter mit seinem Spazierstock, mit dem Ergebnis, daß er ihm aus den Händen glitt und zu Boden fiel. Automatisch bückte ich mich danach, ebenso wie er. Um ein Haar wären wir mit den Köpfen zusammengestoßen.

»Verschwinde, Robert«, flüsterte Gray, als wir uns für einen Moment ganz nahe waren. »Deine einzige Chance ist die Flucht, glaube mir. Ich habe alles vorbereitet. Rowlf wartet mit einer Kutsche hinter dem nächsten Block, Geld und Papiere liegen bereit.«

»Das ist nicht Ihr Ernst«, keuchte ich. »Sie –«

»Ich meine es bitter ernst«, antwortete Gray gehetzt. »Tauch für ein paar Monate unter. Wenn du fort bist, werden Howard und ich die Sache schon irgendwie hinbiegen.«

»Heda!« brüllte Prox. »Was gibt's da zu tuscheln?!« Wütend kam er in die Zelle gestürmt, versetzte mir einen Knuff, der mich um ein Haar vom Stuhl hätte fallen lassen, und riß Gray an den Jackenaufschlägen in die Höhe.

Wenigstens wollte er es.

Was dann geschah, ging so schnell, daß ich nicht einmal mehr Zeit hatte, richtig zu erschrecken, ehe es auch schon zu spät war.

Gray machte eine ganz instinktive Abwehrbewegung, und da er seinen Spazierstock wieder in den Händen hielt, machte dieser die ruckhafte

Bewegung mit.

Und prallte mit voller Wucht gegen Prox' Adamsapfel.

Der Polizeibeamte stieß einen würgenden Laut aus, ließ Gray los und schlug statt dessen beide Hände gegen den Hals. Er taumelte zurück, prallte gegen die Wand und sackte ganz langsam in die Knie. Sein Mund war weit aufgerissen.

Er starb, noch ehe ich bei ihm war.

* * *

Lordoberrichter James Darender wischte sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn und verfluchte zum x-ten Mal den Architekten, der den Schwurgerichtssaal im Old Bailey geplant hatte. Im Winter wurde es hier so kalt, daß kein Ofen den Saal heizen konnte. Dafür schwitzte man sich im Sommer schier zu Tode. Außerdem war die Luft zum Schneiden dick und der Fall, der jetzt kurz vor dem Ende angelangt war, so langweilig wie schon lange keiner mehr. Nun gut, letzteres war nicht unbedingt Schuld der Architekten – aber es hob seine Laune auch nicht gerade.

Darender war froh, als ihm der Gerichtsdiener die Mappe mit dem Urteilsspruch der Schöffen reichte und er das Urteil verlesen konnte. Wenig später führte der Gerichtsdiener den Verurteilten hinaus, einen Mann, der im Vollrausch seine Frau schwer verletzt hatte. Darender klappte erleichtert die Mappe zu und erhob sich von seinem Stuhl.

»So, das war es wohl für heute, meine Herren. Ich glaube, Sie sind genauso froh wie ich, jetzt Ihre Ruhe zu haben.« Er lächelte den Schöffen jovial zu, deutete ein Nicken an und wollte den Raum verlassen, war aber noch nicht ganz von seiner Richterbank heruntergestiegen, als ihm jemand den Weg vertrat. Darender erkannte besagten jemand als Inspektor Cohen, und seine Laune sank um weitere Grade. Er mochte Cohen nicht. Niemand mochte Cohen, aber Darender mochte ihn ganz besonders nicht.

»Sir«, begann Cohen, »verzeihen Sie bitte die Störung. Ich muß Sie dringend sprechen.«

Darender erfreute sich einen Moment an dem Gedanken, was wohl geschehen würde, wenn er Cohen mitteilte, daß er die Störung nicht verzieh. Aber so etwas gehörte leider ins Reich der

Wunschvorstellungen. Letztendlich war Cohen nicht nur ein Ekel, sondern auch ein sehr wichtiger Mann beim Yard. So blieb der Lordoberrichter ergeben stehen und sah Cohen fragend an.

»Inspektor. Egal was Sie wollen, die Sitzung ist geschlossen. Sollten Sie länger brauchen, dann kommen Sie morgen wieder. Ich werde gleich nach Hause fahren.« Es war Darenders Stimme anzumerken, daß er Cohen zum Kuckuck wünschte. Doch der Inspektor war viel zu aufgeregt, um es zu bemerken. Oder zu dreist, aber das blieb sich gleich.

»Wir haben Craven verhaftet!« erklärte er aufgeregt.

»Welchen Craven?« Darender überlegte einen Moment, dann nickte er. »Diesen komischen Okkultisten, den Sie beschuldigen, reihenweise kleine Mädchen umzubringen.« Er seufzte, trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und bedachte Cohen mit einem unwilligen Stirnrunzeln. »Schreiben Sie Ihren Bericht nieder und reichen Sie ihn an die Staatsanwaltschaft weiter. Die wird schon wissen, was sie damit machen kann. Auf Wiedersehen, Inspektor!«

Cohen starrte den Lordoberrichter verwirrt an. »Aber Sir! Mir wurde gesagt, daß Sie sofort informiert zu werden wünschen, wenn wir dieses verbrecherische Subjekt dingfest gemacht haben«, stammelte er.

»So, hat man Ihnen das erzählt?« Darender grinste. »Dann sollten Sie sich Ihre Informanten das nächste Mal genauer anschauen«, antwortete er spitz, drehte sich auf dem Absatz herum und ließ den konsternierten Cohen einfach im Saal stehen. Ein eifriger Gerichtsdiener riß die Tür auf, die zu Darenders Umkleideraum führte, und stellte sich demonstrativ davor, als Cohen dem Richter folgen wollte.

James Darender ärgerte sich noch immer über den Inspektor, der ihn aufgehalten hatte, daß er seine Robe mit einem heftigen Ruck auszog und über einen Stuhl warf. Dann riß er die Tür zu seinem Kleiderschrank auf, um seine Zivilkleidung anzuziehen.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, hätte er den Schrank mit den bedächtigen Bewegungen geöffnet, die ihm normalerweise zu eigen waren.

Aber wahrscheinlich hätte es nichts geändert.

Das Ding, das im Schrank auf Lordoberrichter James Darender wartete, war auf jede nur denkbare Reaktion vorbereitet.

Darender kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Eine gepanzerte Hand schoß zwischen den sorgsam aufgereihten Anzügen hervor und preßte sich auf seinen Mund, und eine zweite, ebenso starke Hand glitt blitzschnell in seinen Nacken.

Lordoberrichter Darenders letzter Gedanke war, was für ein absurdes Gefühl es doch war, sich plötzlich selbst ins Gesicht zu sehen.

Dann dachte er gar nichts mehr.

* * *

»Er ist tot, Gray.« Meine Stimme zitterte. Ein kaltes, ungläubiges Entsetzen hatte sich meiner bemächtigt, ein Schrecken von solchem Ausmaß, daß ich ihn im Moment noch gar nicht richtig begriff. Fassungslos starrte ich auf Prox herunter, der mit weit aufgerissenem Mund und vor Entsetzen verzerrtem Gesicht dalag, halb gegen die Wand gelehnt und die Hände noch immer um den Hals gekrampft. »Mein Gott, der Mann ist tot!«

»Aber das ist doch nicht möglich«, flüsterte Gray. »Ich habe doch nur... ich... ich meine... ich wollte doch nicht...«

»Es war ein Unfall«, sagte ich.

»Den mir niemand glauben wird«, fügte Gray düster hinzu. Trotz der schlechten Beleuchtung konnte ich erkennen, wie blaß er geworden war.

»Natürlich wird man Ihnen glauben«, antwortete ich unwillig. »Sehen Sie sich Prox doch an – ein Kerl wie ein Baum, gegen Sie! Niemand wird im Ernst annehmen, Sie könnten einen solchen Koloß absichtlich umbringen!«

»Du redest Unsinn, Junge, und du weißt es«, sagte Gray ruhig. »Außerdem...« Er zögerte, sah mich einen Herzschlag lang an und blickte dann wieder auf den Toten herab. »Außerdem fürchte ich, daß etwas ganz anderes geschieht«, fuhr er fort. »Du hast recht – niemand wird glauben, daß ich Prox angegriffen hätte. Sie werden denken, daß du es warst.«

Seine Worte trafen mich wie eine Ohrfeige, aber ich begriff im gleichen Moment, daß er recht hatte. Selbst, wenn er zugeben würde, was geschehen war – Cohen würde ihn mitleidig anblicken und dann

mit dem Finger auf mich deuten.

»Ein Grund mehr für dich, zu verschwinden«, fuhr Gray fort. »Jetzt hast du keine Wahl mehr. Komm.«

Unverzüglich wollte er sich herumdrehen und aus der Zelle stürmen, aber ich hielt ihn am Arm zurück. »Und Sie?« fragte ich.

Gray lächelte schwach. »Mach dir um mich keine Sorgen. Ich lasse dir Bescheid geben, wenn sich alles aufgeklärt hat. Wenn es dich beruhigt, kannst du mir ja einen Kinnhaken verpassen, damit ich aus dem Schneider bin.«

»Das wird Ihnen auch nichts mehr nutzen, Doktor Gray«, sagte eine Stimme hinter ihm.

Gray und ich fuhren gleichzeitig herum – und blickten in das Gesicht eines sehr blassen Tailworthern, der wie aus dem Boden gewachsen hinter uns erschienen war. Seine Lippen bebten vor Wut.

»Diesmal sind Sie geliefert, Craven«, sagte er. »Auch Ihr Rechtsverdreher wird Ihnen nicht mehr helfen!«

Ich reagierte rein instinktiv – ohne zu überlegen, ob das, was ich tat, nun richtig oder falsch war.

»Das Ganze ist ein schrecklicher Irrtum, Tailworthern«, sagte ich – und legte alles, was von meinen hypnotischen Fähigkeiten übriggeblieben war, in diesen einen Satz ein.

»Ich bin unschuldig! Verstehen Sie. Ich weiß nicht, weshalb man mich hierher gebracht hat! Prox ist gestolpert und hat sich zu Tode gestürzt. Sie haben es doch gesehen!«

»Sie sind unschuldig und wissen nicht, warum Sie hier sind«, wiederholte Tailworthern mit ausdrucksloser Miene. »Es war ein schrecklicher Unfall. Ich habe es selbst gesehen.« Schweiß perlte in feinen, glitzernden Tröpfchen von seiner Stirn. Ich spürte, wie sich irgend etwas in ihm mit aller Macht gegen meinen geistigen Würgegriff wehrte.

Aber er war nicht stark genug.

»Sie wissen ebenfalls, daß ich unschuldig bin, und bedauern, daß ich hier festgehalten werde«, setzte ich mein Spiel fort. Tailworthern nickte abgehackt.

»Sie müssen mich freilassen«, sagte ich eindringlich. »Und dann müssen Sie das Protokoll aufnehmen und diesen schrecklichen Unfall hier erklären.«

»Ich muß Sie freilassen«, sagte er mit tonloser Stimme, grinste dümmlich und drehte sich herum, um mit steifen Schritten aus dem Raum zu gehen. Gray und ich folgten ihm sofort, obwohl meine Beine zu zittern begannen und ich mich mit den Händen an der Wand abstützen mußte, um nicht vollends die Balance zu verlieren.

Über das, was ich nach meiner Freilassung anfangen wollte, machte ich mir noch keine Gedanken. Auch nicht darüber, daß mir eine Stunde später die gesamte Polizei des Empire auf den Fersen sein würde.

* * *

Zu Cohens Verwunderung trug der Richter noch immer seine Robe, als er aus dem Zimmer zurückkehrte. Er winkte energisch einen Gerichtsdiener zu sich und trug ihm auf, dafür zu sorgen, daß der Staatsanwalt und die Schöffen sofort in den Saal zurückkamen. Dann wandte er sich an Cohen.

»Inspektor, haben Sie Ihr Material über diesen Craven zusammengestellt?« Die Stimme des Richters klang härter als zuvor; irgendwie... metallisch, dachte Cohen. Als hätte er Stimmbänder aus Stahl. Trotzdem nickte er ganz instinktiv.

»Selbstverständlich, Sir. Wenn ich bitten darf!« Cohen reichte dem Richter die hastig geschriebene Akte. Darender klappte sie auf und ließ die Blätter rasch durch die Finger gleiten. Es war beinahe unmöglich, dachte Cohen verstört, daß er in dieser Geschwindigkeit lesen konnte. Aber auf seinen Zügen machte sich eine tiefe Bestürzung breit, während die engbeschriebenen Blätter vor seinen Augen vorbeihuschten.

»Das ist ja erschreckend«, sagte er, klappte die Mappe zu und sah Cohen kopfschüttelnd an. »Dieser Mann stellt eine Gefahr für die Allgemeinheit dar. Man kann beinahe schon sagen, daß seine Verbrechen die Grundsäulen des Empire bedrohen. Er muß so schnell wie möglich seiner gerechten Strafe zugeführt werden.«

»Dieser... dieser Ansicht bin ich auch, Sir«, sagte Cohen. Aber er antwortete ganz automatisch, beinahe nur als Reflex, weil man einem

Lordoberrichter eben nicht widersprach. Für einen Moment fühlte er sich sehr hilflos. Was war nur mit Darender geschehen? Der Mann, der vor ihm stand, schien ein ganz anderer geworden zu sein.

»Und dieser Tote...« In Darenders Augen blitzte es mißtrauisch, und Cohen wurde sich schmerzhaft des Urnstandes bewußt, daß seine Gedanken wohl ziemlich deutlich auf seinen Zügen geschrieben stehen mußten.

»Angus Peabody, Sir«, antwortete er hastig. »Einer meiner fähigsten Mitarbeiter, der in Ausübung seines Dienstes von Craven ermordet wurde. Aber vorher hat er ihn als Oberhaupt einer kriminellen Gruppe entlarvt. Die Beweise sind erdrückend, Sir. Leider«, fügte er hinzu, »kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß diese Gruppe bereits bedeutenden Einfluß auf entscheidende Kreise des Empire zu haben scheint. Wenn wir zu lange zögern, besteht Gefahr, daß diese Gruppe versucht, Craven der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen.«

»Das soll ihnen nicht gelingen«, antwortete der Richter pathetisch. »Sie haben gute Arbeit geleistet, Cohen. Wir brauchen Männer wie Sie.« Er nickte, um seine Worte zu bekräftigen, schlug Cohen anerkennend auf die Schultern und wandte sich dann einem kleinen, untersetzten Mann zu, der so aussah, als hätte er seine Staatsanwaltsrobe in großer Hast übergestreift. »Gut, daß Sie noch im Old Bailey anzutreffen waren, Mister Ruthel. Wir müssen noch heute einen Fall von staatstragender Wichtigkeit verhandeln.«

»Heute noch?« Ruthel runzelte die Stirn, während er mit seiner widerspenstigen Robe kämpfte. »Das kommt aber überraschend, Sir. Um was handelt es sich?«

»Um Mord, Aufbau einer staatsfeindlichen Geheimgesellschaft und verschiedenes mehr. Jedes Verbrechen würde für sich allein ausreichen, um den Mann an den Galgen zu bringen.«

»Ein ›Hoffnungsloser‹ also.« Ruthel seufzte erneut und bedachte Cohen mit einem Blick, der sehr deutlich machte, wie wenig erfreut er von dieser Störung seines sorgsam vorgeplanten Tagesablaufes war. »Na, hoffentlich pfuscht mir der Verteidiger nicht allzusehr ins Konzept. Es wäre fatal, wenn der die Königin dazu bringen könnte, die Hinrichtung auszusetzen. Wir bezahlen den Henker doch nicht fürs Nichtstun.« Er ließ sich von Darender die Akte geben und blätterte sie desinteressiert durch.

Henker? dachte Cohen verstört? Hinrichtung? Was zum Teufel ging

hier vor? Die beiden Männer unterhielten sich, als wäre die Verhandlung bereits vorüber!

»Craven?« Ruthel seufzte erneut. »Den Namen kenne ich von irgendwoher...« Er klappte die Akte zu und starrte einen Moment zu Boden, als hoffe er dort die Antwort zu finden. »Ach ja, da war doch die Sache mit Lady McPhaersons Verschwinden, bei dem Craven angeblich seine Hände im Spiel gehabt haben soll, nicht wahr? Und da war doch die Sache mit diesem jungen Mädchen... wie hieß sie gleich?«

»Veronique Rochelle«, half Darender ihm auf die Sprünge. »Ein Säuremord. Geisteskrank scheint dieser Craven überdies zu sein.«

Ruthel nickte zufrieden. »Wenn ich mich recht erinnere, ist der Fall auch noch nicht restlos aufgeklärt.« Das Gesicht des Staatsanwaltes erinnerte Cohen an einen vollgefressenen, zufriedenen Kater, der vor einer Schüssel Milch sitzt. Er blätterte Cohens Bericht kurz durch und brachte ein eng beschriebenes Stück Papier zum Vorschein. »Ah, und hier haben wir die Aussage eines Augenzeugen, der den Mord an diesem Polizisten beobachten konnte! Dieses Blatt bricht Craven ja schon allein den Hals. Der Verteidiger, der diesen Fall auszufechten bereit ist, kann einem direkt leid tun. Wer ist es übrigens?« Ruthel sah den Richter fragend an. Doch dieser gab die Frage Cohen weiter.

»Cravens Interessen werden von Dr. Gray wahrgenommen«, antwortete Cohen. »Er wird ihn sicher auch vor Gericht verteidigen.«

Ruthel nickte, sah aber trotzdem nicht sehr beeindruckt aus. »Dr. Gray ist als guter Anwalt bekannt. Außerdem hat er verdammt gute Verbindungen nach oben. Ich schätze, da kommen wir über eine Einweisung in eine geschlossene Anstalt nicht hinaus«, brummte er. »Es sei denn, wie beeilen uns. So ein Gutachten kann Wochen andauern. Bis dahin kann die ganze Sache erledigt sein.« Er grinste, hob die Linke an den Hals und machte mit dem Zeigefinger eine bezeichnende Geste an seiner Kehle, die Cohen mehr erschreckte als alles andere. Was geht hier vor? dachte er entsetzt.

Der Richter maß Cohen und den Staatsanwalt mit einem kühlen Blick. Cohens Verwirrung schien ihm nicht entgangen zu sein. »Immer der Reihe nach, Ruthel«, sagte er. »Zuerst einmal müssen wir ihn verurteilen, nicht? Wenn er schuldig ist.«

Cohen wußte keinen Grund dafür zu nennen – aber er hatte selten etwas gehört, was so falsch klang wie diese Worte.

»Lassen Sie den Gefangenen schnellstens hierherbringen, Inspektor«, fuhr Darender fort. »Und Sie, Ruthel, sorgen dafür, daß Dr. Gray informiert wird. Lassen Sie ihm ausrichten, daß sein Erscheinen von eminenter Bedeutung sei. Das Gericht der Königin kann keinen Mann hängen lassen, der nicht den Gesetzen gemäß verteidigt wurde!«

* * *

Tailworthern suchte umständlich den Schlüssel und sperrte geradezu entnervend langsam die Tür auf. Ich wagte es jedoch nicht, ihn anzutreiben, da ich Angst hatte, damit den hypnotischen Bann zu brechen, mit dem ich ihn unter Kontrolle hielt. Es fiel mir ohnehin immer schwerer, genügend Konzentration aufzubringen. Hinter meiner Stirn führten die Gedanken einen irren Veitstanz auf. Endlich knackte das Schloß, und die Tür schwang auf.

Ich schob mich an Tailworthern vorbei und hastete die Treppe hinab, dicht gefolgt von Gray, der trotz allem das Kunststück fertigbrachte, äußerlich vollkommen gelassen auszusehen.

Wir hatten Glück. Der in seiner Loge sitzende Pförtner schenkte seiner Zeitung mehr Beachtung als der Eingangstür, so daß ich ungesehen die schwere Klinke niederdrücken konnte. Das wuchtige Portal des Yard aufzuziehen, ging jedoch beinahe über meine Kräfte. Wieder war es Gray, der mir helfen mußte, und nicht umgekehrt.

Ich atmete erleichtert die frische Luft, die sich angenehm von dem Mief in Tailwortherns Büro unterschied, und wollte mich gerade zu Gray herumdrehen, als ich den Mann erkannte, der im Sturmschritt die Treppe hinaufgerannt kam und mich ungläubig anstarrte.

Es war niemand anders als Inspektor Cohen. Vielleicht hätte ich in dieser Situation immer noch entkommen können, wenn ich bei Kräften gewesen wäre. Cohen war nämlich so überrascht, daß er wie zur Salzsäule erstarrt stehenblieb und mich aus weit aufgerissenen Augen anglotzte.

Ich versuchte es auch – aber es blieb bei einem Versuch.

Ich war noch nicht einmal ganz auf gleicher Höhe mit ihm, als er aus seiner Starre erwachte und mit verblüffender Schnelligkeit reagierte. Er sprang mich wie eine wütende Dogge an und riß mich zu Boden. Noch im Fallen knallte er mir einen gut gezielten Haken unter den Rippenbogen, daß mir die Luft wegblieb.

Als ich wieder atmen konnte, blickte ich in die Mündung eines Revolvers, die ungefähr einen halben Inch vor meinem rechten Auge schwebte.

»Versuchen Sie es, Craven«, sagte Cohen leise. »Versuchen Sie einen Ihrer Zaubertricks – los. Ich bin gespannt, ob Sie schnell genug sind.«

Ich versuchte es nicht. Selbst wenn ich im Vollbesitz meiner Kräfte gewesen wäre, hätte ich es nicht gewagt, denn Cohens Zeigefinger hatte den Abzug der Waffe schon halb durchgezogen. Den Bruchteil eines Millimeters mehr…

»Ich gebe auf«, sagte ich.

Cohen schwieg, aber das Blitzen in seinen Augen verriet mir, daß er fast bedauerte, so leichtes Spiel zu haben. Und da war noch etwas. Enttäuschung?

»Aufstehen«, befahl er. »Ganz langsam.«

Ich hätte auch nicht schneller aufstehen können, wenn ich es gewollt hätte, denn sein Hieb war sehr kräftig gewesen. Ich hatte noch immer Mühe, zu atmen, und meine Rippen pochten, als hätte mich ein Pferd getreten.

»Sie sind ein verdammter Narr, Craven«, sagte Cohen zornig. »Und ich auch – ich hätte wissen müssen, daß Sie Tailworthern übertölpeln.« Er seufzte. »Und ich hatte gerade angefangen, Ihnen zu glauben.«

»Sie täten gut daran, damit weiterzumachen«, sagte Gray kalt.

Cohen lachte. »Ja, das sehe ich, Doktor. Es scheint, als hätten Sie Ihren Klienten nicht besonders gut beraten. Andererseits haben Sie mich vielleicht vor einem gewaltigen Fehler bewahrt.« Er stieß mir den Lauf seiner Pistole in den Rücken. »Vorwärts. Und diesmal sorge ich persönlich dafür, daß Sie keinen Fluchtversuch mehr unternehmen.«

* * *

Sarim de Laurec beobachtete interessiert eine Fliege, die sich im Netz einer Spinne verfangen hatte und sich zappelnd zu befreien versuchte. Doch gegen die klebrigen Fäden des Spinnennetzes kam sie nicht an; im Gegenteil. All ihr Strampeln und Bewegen verstrickte sie nur immer tiefer in das feine Gespinst, während die Spinne selbst in

einiger Entfernung dahockte und in aller Ruhe wartete, bis ihr Opfer erschöpft genug war, es mit einem schnellen Biß zu erledigen.

Sarim lächelte. Er nahm es als gutes Omen für seine Pläne. So wie diese Fliege im Netz der Spinne würden sich auch Craven und Howard nur immer tiefer in dem Netz fangen, das er ausgelegt hatte. Und das weit komplizierter und raffinierter war als das der Spinne.

Der ehemalige Puppet-Master (ehemalig? dachte er amüsiert) hatte sich wieder in der Gewalt. Er verstand noch immer nicht, was in diesem Haus überhaupt vorging, welche Kräfte es waren, die ihn zu narren versuchten. Aber es war ihm auch gleich. Mochte der Schutzzauber Cravens seine Sinne narren; gefährlich konnte er ihm nicht werden. Die neue Macht schützte ihn.

Mit einem Ruck richtete er sich auf und sah sich aufmerksam in dem mit Gerümpel und Möbeln vollgestopften Dachboden um. Es wurde Zeit, daß er fortfuhr, an seinem eigenen Netz zu weben. Noch war es nicht fertig.

Er setzte sich wieder auf die Couch, konzentrierte sich und versuchte, telepathisch Kontakt mit seinen Assistenten aufzunehmen. Und er war beinahe überrascht, als es auf Anhieb gelang. Diesmal versuchte nichts, ihn zu behindern.

»Meister, endlich meldet Ihr euch. Wir waren schon in Sorge!« Allisdales gedankliche Stimme verriet, daß das, was er mit Sorge bezeichnete, in Wahrheit pure Angst war. Und er konnte die Erleichterung des anderen spüren, ebenso die unausgesprochene Frage, weshalb er erst so spät von sich hören ließ. Doch Sarim de Laurec dachte nicht im entferntesten daran, einem einfachen Mitglied des Ordens Rede und Antwort zu stehen. Alles, was er für Allisdale empfand, war Verachtung.

»Sind die Vorbereitungen getroffen?« fragte er knapp.

»Natürlich, Meister. Wir haben –«

»Mich interessieren keine unwichtigen Details! Ich will wissen, ob ich meine Pläne wie besprochen durchführen kann.«

»Es ist alles so geschehen, wie Ihr es befohlen habt«, erklärte Allisdale.

Sarim nickte, obwohl er wußte, daß es der andere nicht sehen konnte, und löste ohne ein weiteres Wort die Verbindung zu ihm. Allisdale und seine Leute wußten, was sie zu tun hatten. Und vielleicht war es

ganz gut, wenn sie ein bißchen Angst ausstanden.

Sarim atmete tief ein und berührte die winzige Wunde an seiner Schläfe mit den Fingerspitzen. Er fühlte warmes Blut, aber auch noch etwas anderes, ein dumpfes Pulsieren wie das Schlagen eines großen, unsäglich bösen Herzens.

Tastenden Fingern gleich suchten und fanden seine neugewonnenen magischen Kräfte die reglosen Werkzeuge seiner Rache, die er selbst geschaffen hatte. Seine Gedanken verbanden sich mit kaltem Metall, Leder und Kautschuk und erfüllten sie mit Leben.

Sarim zitterte vor Erregung, als sich die Puppen ruckhaft zu bewegen begannen.

* * *

Die Fahrt zum Old Bailey wird immer ein Alptraum für mich bleiben; so wie alles, was danach geschah. Cohen hatte mich mit einem halben Dutzend Polizisten in eine Kutsche gezwängt so daß keiner mehr als eine Handbreit zum Sitzen hatte. Ich war mit zwei Handschellen an Jenkins und Tailworthern gefesselt, der mich mit ständig größer werdender Nervosität ansah. Cohen selbst beobachtete mich durch eine Klappe und hielt mir dabei seinen Revolver vor das Gesicht Immer wenn die Kutsche in ein Schlagloch fuhr, schwankte der Revolver so stark hin und her, daß die Polizisten neben mir es sichtlich mit der Angst zu tun bekamen.

Und nicht nur sie.

Schließlich bog die Kutsche in eine finstere Toreinfahrt ein und hielt in einem versteckten Hinterhof. Ein gutes Dutzend Polizisten erwartete uns. Ein paar von ihnen spannten die Pferde aus und führten sie weg, während die übrigen mit ihren Pistolen durch das Kutschenfenster auf mich zielten. Erst als man die Pferde weggebracht hatte, stieg Cohen vom Kutschbock und sperrte das Schloß an der Tür auf.

»Keine Tricks, Craven«, sagte er. »Sonst sind Sie schneller ein toter Mann, als Sie ›piep‹ sagen können!« Er unterstrich seine Worte mit einer drohenden Bewegung seiner Pistole. Die neben mir sitzenden Polizisten stiegen bis auf die zwei, an die ich gefesselt war, aus der Kutsche und bildeten mit gezückten Waffen eine Gasse.

Jetzt stiegen auch Jenkins und Tailworthern aus dem Wagen. Sie achteten dabei sorgfältig darauf, nicht in die Schußlinie zu geraten. Dann stand ich auf dem unebenen Pflaster und versuchte durch die nebelige Dämmerung den Ort zu erkennen, an den man mich gebracht hatte. Da ich nur die Rückfront sah, hätte ich überall in London sein können. Die Uniformen der beiden Männer jedoch, die uns die Türen öffneten, waren so charakteristisch, daß ich einen Augenblick stehenblieb und sie anstarrte.

Was zum Teufel hatten wir zu dieser späten Stunde im Old Bailey zu suchen? Wenn mich ein Richter oder Staatsanwalt verhören wollte, so hätte es weitaus weniger Umstände bereitet, wenn er in den Yard gekommen wäre. Außerdem hatte ich nicht die Absicht, auch nur ein Wort zu sagen, solange Gray nicht bei mir war.

»Vorwärts«, knurrte Tailworthern. Rücksichtslos wurde ich weiter gezerrt. Ich hatte das Gefühl, in eine belagerte Festung zu kommen. Überall wimmelte es von Pistolen und Gummiknüppel schwingenden Polizisten, die alle nichts anderes zu tun hatten, als mich mit möglichst finsteren Mienen anzustarren. Wäre es mir besser gegangen, hätte ich mir trotz der Lage, in der ich mich befand, das Lachen nicht verkneifen können. Eigentlich kam mir in diesem Moment erst richtig zu Bewußtsein, was hier geschah. Ich wurde nicht nur wie der berühmte Staatsfeind Nummer eins behandelt – in den Augen dieser Männer war ich es.

Cohen selbst öffnete die letzte Tür, und wenige Sekunden später stand ich im bedeutendsten Gerichtssaal des Empire. Jenkins und Tailworthern zogen mich weiter, drückten mich auf die Anklagebank und setzten sich zu meinen Seiten nieder. Die begleitenden Polizisten nahmen im Zuschauertrakt Platz, ohne ihre Waffen aus der Hand zu legen, während Cohen auf die Empore zutrat, auf der Richter, Staatsanwalt und Schöffen thronten. Alles kam mir mehr und mehr wie ein böser Alptraum vor.

Aber es war kein Traum. Es war unmöglich und widersprach mindestens einem Dutzend Gesetzen und Erlassen, aber es war alles zum Prozeß bereit.

Der Richter blätterte in seinen Akten und stellte Cohen einige leise Fragen, während sich ein paar Schöffen flüsternd miteinander unterhielten. Die meisten wirkten verwirrt und wußten anscheinend genausowenig wie ich, was wir hier alle sollten.

Der Richter beendete sein Gespräch mit Cohen und schlug mit seinem

Hammer dreimal auf den Tisch. »Können wir die Verhandlung eröffnen?« fragte er. Seine Stimme klang seltsam – als hätte er Drähte anstelle von Stimmbändern im Hals.

Dr. Gray stürmte förmlich durch die Tür, warf einem Gerichtsdiener Mantel und Schirm, einem anderen den Bowler zu und eilte nach vorne zur Empore.

»Ich bitte Sie, meine Verspätung zu verzeihen, Euer Lordschaft. Aber ich wurde über diese gräßliche Sache erst informiert, als ich in meine Kanzlei zurückkam«, sagte er.

Lordoberrichter James Darender nickte gelangweilt. »Ich nehme Ihre Entschuldigung an, Dr. Gray. Doch ich muß Sie jetzt bitten, sich umzuziehen, damit die Verhandlung beginnen kann.«

»Selbstverständlich, Euer Lordschaft. Doch dürfte ich vorher noch kurz mit meinem Mandanten sprechen? Ich wurde von dem Fall so überrascht, daß ich keine Zeit fand, mich darauf vorzubereiten.«

Der Richter nickte. Gray kam zur Anklagebank und beugte sich zu mir herab. »Kein Wort über den Zwischenfall im Yard«, zischte er. »Ich glaube, ich kann alles vertuschen. Du sagst nichts ohne mein Einverständnis, klar?«

Ich nickte ganz automatisch. Nicht, daß ich auch nur noch ein Wort verstanden hätte. Was zum Teufel ging hier vor??!

»Kopf hoch, Robert«, fuhr Gray fort. »Irgendwie werden wir uns da schon herausarbeiten. Ich ziehe mich jetzt nur schnell um, und dann zerrupfe ich diese sogenannte Anklageschrift in kleine Fetzchen. Vor Ruthels Augen!« Er lächelte aufmunternd, wandte sich um und folgte dem Gerichtsdiener, der ihm die Tür zu Darenders Zimmer aufhielt, wo er sich umziehen sollte.

Während wir auf Gray warteten, begann ich mich immer unbehaglicher zu fühlen. Irgend etwas stimmte hier nicht. Alles um mich herum war einfach falsch, ohne daß ich zu sagen wußte, warum. Es begann mit Darender selbst – er war im Gegensatz zu den meisten Schöffen und dem Staatsanwalt in keiner Weise von dem Geschehen beeindruckt, sondern wirkte kalt und irgendwie fremd. Auch als Gray zurückkam, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, eine leblose Puppe vor mir zu sehen. Das Gesicht des Lordoberrichters wirkte wie aus glattem, grauem Stein gehauen, und seine Augen überblickten uninteressiert und gläsern die Szene.

Gray setzte sich, ohne mich anzuschauen, auf den für ihn reservierten Platz und ließ sich von einem Gerichtsdiener die Akten reichen.

Der Richter stimmte unterdessen den üblichen Sermon an, der im Namen der Königin Gerechtigkeit versprach. Ich übersah ganz, daß sich die Anwesenden erhoben hatten, und wurde von Jenkins und Tailworthern rüde hochgezerrt. Langsam begann ich die beiden zu hassen – und alle anderen dazu. Das hier war keine Gerichtsverhandlung – es war ein Witz. Aber kein sehr guter.

»Du solltest deine Lage durch provokante Mißachtung des Gerichtes nicht noch schlimmer machen«, raunte mir Gray zu. Seine Stimme hörte sich jetzt ebenfalls so seltsam metallisch an, daß sich meine Haare aufstellten. Was war hier los? dachte ich entsetzt. Warum tat Gray, als wäre diese Farce das Normalste der Welt?! »Doktor«, stammelte ich, »was –«

»Angeklagter, Ruhe!« herrschte mich der Richter an. Abermals schlug er mit seinem Hammer kräftig auf den Tisch. Die Schläge hallten dumpf in meinem Schädel wider. Für einen Moment verlor ich vollends die Beziehung zur Wirklichkeit, und für einen noch kürzeren, hysterischen Augenblick war ich hundertprozentig davon überzeugt, gleich die Augen aufzuschlagen und festzustellen, daß dies alles nichts als ein weiterer Alptraum war.

Aber wenn es so war, wachte ich nicht auf.

Als ich wieder soweit war, daß ich die auf der Richterbank gesprochenen Worte verstehen konnte, war der Staatsanwalt bereits dabei, seine Anklage zu verlesen.

Aber eigentlich war es keine Anklageschrift, sondern ein Pamphlet, das lächerlich gewirkt hätte, wäre der Name Robert Craven darin nicht so oft vorgekommen. Ruthel stellte mich als einen derartigen Unhold hin, daß selbst eine Kreatur wie Necron lauteres Gold dagegen gewesen wäre.

Ich hatte selten einen größeren Unsinn gehört.

Das Dumme war nur, daß ich der einzige zu sein schien, der ihn nicht glaubte.

Außer Cohen, heißt das. Von allen hier – Gray eingeschlossen – war er der einzige, auf dessen Gesicht sich die gleiche Mischung aus Unglauben und Verwirrung spiegelte, wie auch ich sie spürte. Immer öfter blickte er den Richter und Ruthel an, und jedesmal wurde sein

Stirnrunzeln ein wenig tiefer. Aber er schwieg beharrlich.

Ebenso wie mein Anwalt. Ich hätte es Gray nach allem, was geschehen war, nicht verübelt, wenn er erst gar nicht erschienen wäre; aber die Kälte, die er nun an den Tag legte, verstand ich nicht mehr. Er verfolgte die Tiraden des Staatsanwaltes, ohne sich auch nur ein einziges Mal die Mühe zu machen, dem Wortschwall ein Ende zu bereiten, sondern lehnte sich nur gemächlich in seinen Sitz zurück und brachte einige Notizen zu Papier. Seine Miene wirkte dabei etwa so engagiert wie die eines Katzenzüchters, den es auf die Jahresversammlung des britischen Doggenzuchtvereines verschlagen hat.

Der Richter sah im übrigen genauso aus. Auch bei einigen Schöffen glaubte ich diese Interesselosigkeit zu sehen, mußte mich allerdings korrigieren, als einer der von mir beobachteten Schöffen einen Zwischenruf einbrachte.

»Warum wurde der Angeklagte nicht in Haft genommen, als er das Mädchen ermordete? Ein vielversprechender Beamter unserer Polizei könnte noch leben, wenn die Staatsanwaltschaft den Angeklagten damals nicht mit Samthandschuhen angefaßt hätte!«

Ich korrigierte mein vielleicht vorschnell gefaßtes Urteil abermals. Die Männer waren bei weitem nicht so interesselos, wie ich geglaubt hatte. Ihr Desinteresse beschränkte sich nur auf die Teile der Anklage, die nicht zu deutlich gegen mich sprachen...

Im Gegenteil, sie gaben sich alle Mühe, mich an den Galgen zu reden.

Der Staatsanwalt hatte leichtes Spiel, seine Anklage vorzubringen. Seine Beweispunkte waren teilweise so hanebüchen, daß sie ein Kind hätte widerlegen können.

Leider war Gray kein Kind mehr...

Als sich der Staatsanwalt setzte, konnte ich mein Urteil in den Gesichtern der Schöffen bereits ablesen. Gray hätte ein Wundermann sein müssen, um noch eine Wendung zu meinen Gunsten herbeizuführen. Und ganz allmählich begann ich daran zu zweifeln, ob er es überhaupt wollte.

Gray stand etwas schwerfällig auf und blätterte nachdenklich in seinen Akten. Sein Gesicht war wie aus Stein. »Hohes Gericht«, begann er. »Ich will dem Staatsanwalt nicht Unwahrheit vorwerfen, doch erscheint mir seine Anklage... ein wenig seltsam. Ich kenne meinen

Mandanten seit mehreren Jahren und vertrat davor schon die Geschäfte seines Vaters. Robert Craven ist mir immer als wohlerzogener junger Mann erschienen, der Recht und Ordnung ohne jede Einschränkung akzeptiert, ja im Gegenteil ein vehementer Verfechter dieser beiden Grundpfeiler unserer Gesellschaftsordnung ist. Ich halte ihn gar nicht für fähig, einen Mord zu begehen. In diesem Lande wird kein Bürger allein deswegen schuldig gesprochen, weil er einem jungen Mädchen helfen will, das von einem Unhold angegriffen wird, oder weil mißliebige Leute eine fremde Leiche in seinem Garten vergraben. Das kann jedem von uns passieren, sogar dem Staatsanwalt.«

Gray setzte bei dieser Bemerkung ein Lächeln auf, das humorvoll wirken sollte. Mir jagte es jedoch einen Schauer über den Rücken. Obwohl er eigentlich recht gut begonnen hatte, zog ich unwillkürlich die Schulter ein und wartete auf den Schlag, der mich unweigerlich treffen würde.

Doch vorerst zerpflückte Gray die Argumente des Staatsanwaltes in einer Weise, daß dieser rot anlief. Wenn auch nicht vor Wut, sondern allerhöchstem vor Scham über seinen Kollegen. War Gray verrückt geworden?

»Ein einziger Mann wird von der Anklage als Zeuge vorgebracht«, fuhr er fort. »Er soll meinen Mandanten bei dem Mord beobachtet haben. Sehen Sie sich doch dieses Individuum an. Inspektor Cohen nennt ihn einen freien Mitarbeiter des Scotland Yards. Ich bezeichne so etwas als einen Polizeispitzel übelster Sorte, bereit, jeden zu verraten, wenn er nur gut bezahlt wird. Ich stelle in den Raum, daß dieser Mann eine ungesetzliche Tat vollführte und dabei von dem jungen Beamten ertappt wurde. Ist es nicht möglich, daß er Peabody ermordet hat und nun die Schuld meinem Mandanten in die Schuhe schieben will?«

»Das ist ja lächerlich«, sagte Cohen.

»Genau«, fügte der Richter hinzu.

»Ebendies«, bemerkte Ruthel.

»Vielleicht war es Cohen auch selbst«, schlug Gray vor. »Es ist bekannt, daß Peabody und er nicht zum ersten Male gewisse Differenzen hatten. Und Inspektor Cohen ist als gewalttätiger Mensch aktenkundig. Mein Mandant wurde von seinen Mitarbeitern während der Verhaftung mißhandelt.«

Im Saal entstand ein Tumult, der Gray daran hinderte,

weiterzusprechen. Der Richter trommelte mit seinem Hammer auf den Tisch und schrie, daß Gray gefälligst sachliche Argumente vorbringen sollte, anstatt einen unbescholtenen Bürger schlimmster Verbrechen zu beschuldigen.

Cohen sagte gar nichts, sondern starrte Gray nur mit offenem Mund an.

»Doktor Gray, ich flehe Sie an – hören Sie auf!« stöhnte ich.

Gray lächelte, wandte sich wieder an den Richter und fuhr unbeeindruckt fort: »Gut. Gestehen wir dem Informanten des Inspektors zu, daß er Peabody nicht ermordet hat, und unterstellen wir auch Cohen, daß er es nicht war. Dies ist jedoch noch lange kein Beweis dafür, daß mein Mandant der Mörder sein muß. Ich weiß zum Beispiel, daß der Inspektor ein persönlicher Feind meines Mandanten ist. Trotzdem will ich ihm nicht vorwerfen, in dieser Situation billige Rache zu suchen. Doch ich bin der festen Überzeugung, daß die Polizei – und hier vor allem Inspektor Cohen – meinen Mandanten als Täter sehen wollen!«

Diesmal war selbst der Richter nicht imstande, den entstehenden Tumult zu unterbinden. Die zuschauenden Polizisten stießen grelle Pfiffe aus, manche auch unfeinere Dinge, und mehr als eine Faust wurde gegen Gray geschüttelt. Selbst unter den Schöffen trat erhebliche Unruhe ein, und als der Hammer des Richters zuletzt doch den Lärm zu übertönen begann, tuschelten die meisten Männer noch eifrig miteinander.

»Hohes Gericht, Eure Lordschaft. Der Vorwurf des Verteidigers ist derart schwerwiegend, daß ich mich gezwungen sehen, selbst darauf zu antworten«, rief Cohen plötzlich. Sein Gesicht war kalkweiß geworden, aber seine Augen sprühten vor Wut, als er nach vorne kam und Gray mit äußerster Abscheu musterte.

»Bitte, Inspektor«, sagte Darender.

Cohen nickte wütend, stapfte in den Zeugenstand und begann, ohne sich zu setzen. »Es stimmt, ich bin kein Freund des Angeklagten, Hohes Gericht. Doch dies hat keine privaten, sondern dienstliche Gründe. Schon mehrmals geriet der Angeklagte unter den konkreten Verdacht, Verbrechen begangen zu haben. So ist zum Beispiel vor nicht ganz zwei Jahren eine junge Frau spurlos verschwunden, nachdem sie eine Stelle im Haus des Angeklagten angetreten hatte. Damals konnten wir Craven nichts beweisen. Doch für den Mord an

dem jungen Mädchen, der vor ein paar Tagen stattgefunden hat, haben wir einen Zeugen.« Die Wut in seinem Blick verwandelte sich in Triumph, als er Gray und dann mich ansah. »Den Kutscher, der Craven gefahren hat!«

»Tatsächlich?« erkundigte sich Darender.

Cohen nickte grimmig. »Meine Leute sind dabei, ihn hierher zu bringen, Eure Lordschaft. In wenigen Minuten –«

Darender gähnte. »Aber das ist doch gar nicht nötig«, sagte er. »Wir alle glauben Ihnen, Inspektor.« Er gähnte erneut, hob seinen Hammer und schlug dreimal auf den Tisch. »Wenn das so ist, verurteile ich den Angeklagten hiermit zum Tode durch den Strang. Hat jemand was dagegen? Sie vielleicht, Doktor Gray?«

Gray stand auf, blickte mich traurig an und schüttelte den Kopf. »Anhand der schwerwiegenden Umstände verzichte ich im Namen meines Mandanten darauf, in die Berufung zu gehen.«

Für einen Augenblick war ich wie erstarrt. Das war doch unmöglich! Das war nicht einmal mehr eine Farce – das war schlimmstes Schmierentheater!

»Das... das kann nicht Ihr Ernst sein, Gray«, stammelte ich. »Sie...«

»Angeklagter, Ruhe«, blaffte Darender. Dann seufzte er, warf seinen Hammer in hohem Bogen hinter sich und setzte ein sehr amtliches Gesicht auf.

»Ich danke dem Staatsanwalt und dem Verteidiger für ihre Bemühungen«, erklärte er gelangweilt. »Um jede Möglichkeit auszuschalten, den Angeklagten der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen, werde ich persönlich dafür sorgen, daß die Königin das Urteil noch heute abend unterzeichnet. Die Exekution findet morgen früh im Hof des Gefängnisses von Newgate statt!«

Darender schlug in Ermangelung eines Hammers dreimal mit der Faust auf den Tisch und verließ den Saal. Und eine halbe Sekunde später fühlte auch ich mich gepackt und hinausgeschleift. Ich hatte noch nicht einmal richtig begriffen, was überhaupt los war.

Das letzte, was ich sah, war Cohens fassungsloses Gesicht, der sich wie vom Donner gerührt in den Stuhl im Zeugenstand fallen ließ und ganz offensichtlich an seinem Verstand zu zweifeln begann.

* * *

Es dauerte lange, bis Cohen in die Wirklichkeit zurückfand. Tailworthern hatte Craven längst fortgeschafft, und auch die meisten Schöffen waren bereits fort, aber der Inspektor saß noch immer da, als erwache er gerade aus einem tiefen, alptraumgeplagten Schlaf. Er fühlte sich auch genau so. Wie in Trance stand er auf, trat aus dem Zeugenstand heraus, sah hilflos in die Runde und steuerte schließlich auf Gray zu, der in aller Seelenruhe seine Papiere ordnete.

»Das darf doch alles nicht wahr sein, Doktor«, murmelte er. »Was... was soll das bedeuten?«

Gray sah auf, schob seine Brille zurecht und musterte Cohen mit einem Was-zum-Teufel-will-der-Kerl-von-mir-Blick. Trotzdem antwortete er. »Das kann ich Ihnen sagen, Cohen: Craven wird baumeln. Gleich morgen früh. Das wollten Sie doch, oder?«

»Aber das... das war doch keine... keine Gerichtsverhandlung!« krächzte Cohen.

»Doch, doch«, antwortete Gray. »Ich muß das wissen. Ich bin Anwalt.« Er gähnte, klappte seine Aktenmappe zu und stand mit einem Lächeln auf. »Sind Sie vielleicht der Meinung, daß hier irgend etwas nicht seine Ordnung hatte?« fragte er. »Sie waren es doch, der Craven verhaftet hat, oder?«

»Aber ich... das... das –« Cohen brach zerstört ab. Das alles mußte ein Alptraum sein! »Aber Sie können das doch nicht so hinnehmen!« begann er neu. »Das war doch keine Verhandlung! Das war –«

»Ja?« fragte Gray lauernd.

Cohen ballte in stummer Verzweiflung die Fäuste. »Zum Teufel, ich wollte, daß Craven hängt – wenn er schuldig gesprochen wird!«

»Ist er doch«, sagte Gray ruhig. »Oder?« Er runzelte in plötzlichem Ärger die Stirn. »Gehen Sie zum Richter, wenn Ihnen was nicht paßt«, fuhr er Cohen an. »Ich habe Ärger genug. Ich verliere einen meiner zahlungskräftigsten Kunden, wissen Sie? Und nun gute Nacht!«

Und damit ließ er einen vollkommen fassungslosen Inspektor Cohen einfach stehen und trollte sich.

Cohen blickte ihm nach, bis er den Gerichtssaal verlassen hatte. Er

war allein; nur ein Gerichtsdiener stand noch unter der Tür und wartete sichtlich darauf, daß Cohen endlich ging und er Feierabend machen konnte.

Statt dessen drehte sich Cohen auf dem Absatz herum, durchquerte mit weit ausgreifenden Schritten den Saal und stürmte, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, anzuklopfen, ins Richterzimmer.

Lordoberrichter James Darender war nicht sehr überrascht, ihn zu sehen. Ganz im Gegenteil – er lächelte, als hätte er auf ihn gewartet.

»Mein lieber Cohen«, sagte er. »Ich dachte mir, daß Sie kommen würden. Nun, wo Craven endlich hängen wird –«

»Aber das ist Wahnsinn!« unterbrach ihn Cohen. »Bei allem Respekt, Eure Lordschaft, aber das war keine Gerechtigkeit.«

»Natürlich nicht«, antwortete Darender gelassen.

Cohen ächzte. »Na...«

»...türlich nicht«, sagte Darender noch einmal. »Was haben Sie erwartet? Wir wollten Craven hängen, und das wird uns gelingen. Alles andere zählt doch nicht, oder? Ich muß Sie nicht daran erinnern, daß Sie es waren, der Craven verhaftet hat.«

»Aber das war... doch etwas anderes!« stöhnte Cohen. »Eure Lordschaft, ich flehe Sie an, Sie können nicht –«

Darender unterbrach ihn mit einem neuerlichen Seufzen. »Ich sehe schon«, sagte er enttäuscht, »Sie machen uns Schwierigkeiten. Sie sind ein sehr unartiger Junge, Inspektor, wissen Sie das? Ich fürchte, dagegen müssen wir etwas unternehmen.«

Und damit stand er auf, ging zu seinem Kleiderschrank und öffnete die Tür. Ein Mann trat hinaus.

Und Inspektor Cohen von Scotland Yard stand sich selbst gegenüber.

* * *

Das Gefühl war wieder da, schlimmer als vorher.

Jemand beobachtete ihn.

Sarim de Laurecs Blick irrte unstet durch die stauberfüllte Halbdämmerung des Dachbodens. Es war zum Wahnsinnigwerden – nichts hatte sich verändert, seit er hier heraufgekommen war, und doch kam ihm seine Umgebung von Sekunde zu Sekunde fremder und furchteinflößender vor. Irgend etwas war da, etwas, das ihn belauerte, wartete, etwas Gieriges und unglaublich Mächtiges. Etwas, das –

Sarim schrie auf, als er seine Drehung beendete und sein Blick dorthin fiel, wo vor Augenblicken nur nacktes Mauerwerk gewesen war.

Ein Mann stand vor der Wand und blickte auf ihn herab. Sein schmales Gesicht wirkte ernst, ja fast streng. Die mageren Hände umklammerten einen Spazierstock, in dessen Kristallknauf ein funkelnder Stern eingegossen war, dessen Licht nicht von dieser Welt stammen konnte. Das gleiche Licht funkelte auch in den dunklen Augen des Mannes und zeugte von einem Wissen und einer Macht, denen Sarim de Laurec nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen vermochte.

»Craven!« Sarim schrie abermals auf, prallte zurück und zerrte in einer Reflexbewegung die Waffe unter dem Mantel hervor.

Aber er drückte nicht ab.

Der Mann hatte sich nicht gerührt, und plötzlich begriff de Laurec, daß er sich auch nicht rühren würde, selbst wenn er auf ihn schoß.

Was er für einen Menschen gehalten hatte, war nur ein Bild.

Ein gewaltiges, lebensgroßes Portrait, das nicht Robert Craven, sondern seinen Vater zeigte, Roderick Andara, dem dieses Haus einmal gehört hatte.

Mit einem erleichterten Seufzen ließ Sarim de Laurec die Waffe wieder unter seinem Mantel verschwinden, wischte sich den Schweiß von der Stirn und schalt sich in Gedanken einen Narren, sich von einem Bild erschrecken zu lassen, das seit einem Jahrzehnt oder länger hier verstaubte.

Aber noch während er diesen Gedanken dachte, glaubte er ein tiefes, sehr, sehr böses Lachen zu hören, und im gleichen Moment war es, als sähe er ein spöttisches Lächeln über die schmalen Lippen des gemalten Gesichtes auf dem Bild huschen – was natürlich Unsinn war.

Dann erlosch dieser Eindruck wieder, und Sarim sah das Bild so, wie es wirklich war: alt und von Rissen durchzogen. An mehreren Stellen

war die Farbe bereits verblichen, und in einer Ecke hatte eine Spinne ihr Netz so gewoben, daß es auch einen Teil von Roderick Andaras Gesicht bedeckte.

Nur ein Bild, hämmerte er sich ein. Nur ein Bild, nicht mehr.

Aber ganz sicher war er nicht.

* * *

Es war wie das Erwachen aus einem entsetzlichen Alptraum, dem ein anderer, noch schlimmerer folgte, der Wirklichkeit hieß.

Der Henker von London trug kein wallendes rotes Gewand und keine Kapuze, sondern eine etwas schäbige dunkle Hose und eine dunkelgraue Jacke mit Lederflicken auf den Ärmeln. Sein Gesicht war teigig und nichtssagend; eigentlich sah er nicht aus wie ein Henker, sondern eher wie ein biederer Handwerker, der sich gerade daran machte, ein paar Schuhe zu besohlen oder eine Kupferkanne zu löten. Nicht wie jemand, der vorhatte, einen Menschen nach allen Regeln der Kunst vom Leben zum Tode zu befördern.

Wahnsinn! dachte ich. Das alles ist Wahnsinn! Nicht einmal die Berührung an meiner Schulter schien mir real, als der Henker mit geübtem Blick Maß nahm und seinem Gehilfen zurief, den Strick kürzer zu nehmen. »Muß alles seine Ordnung haben«, sagte er fachmännisch gelassen.

»Hören Sie mit dem Unsinn auf, Walters!« sagte Cohen streng. »Bringen wir es endlich hinter uns, damit ich zu meinem Frühstück komme.« Der Henker runzelte die Stirn, ohne übermäßig schuldbewußt auszusehen, sagte jedoch kein Wort mehr, sondern konzentrierte sich ganz darauf, eine Schlinge auf die passende Größe zurechtzuziehen.

Allmählich begann der kleine Raum vor meinen Augen zu verschwimmen. Ich fühlte mich...

Es ist unmöglich, zu beschreiben, was ich in diesem Moment wirklich empfand. Ich hatte keine Angst, sondern spürte im Gegenteil eine hysterische, immer stärker werdende Heiterkeit. Alles wirbelte in meinem Kopf durcheinander: die Verhandlung, die folgende Nacht, die ich in Ketten in einer winzigen feuchten Zelle verbracht hatte, der Morgen, die Henkersmahlzeit, der Besuch des Geistlichen...

Ich war überzeugt davon, daß alles nur ein Alptraum sein konnte. Gleich würde ich aufwachen, oder die Tür würde aufgehen und Howard und Rowlf hereinkommen und mir erklären, daß alles nur ein böser Streich gewesen war, oder…

Eine Hand legte sich schwer auf meine Schulter. Ich schrak hoch und starrte in das nichtssagende Gesicht des Henkers. »Kommen Sie«, sagte er. »Es ist soweit.« Meine Beine setzten sich wie von selbst in Bewegung und trugen mich die Treppe zum Galgen empor. Die Stufen vibrierten unter meinen Füßen. Das monotone klack-klack meiner Schritte hallte wie dumpfe Trommelschläge in meinen Ohren wider. Meine Augen waren gebannt auf die leicht im Wind schwingende Schlinge gerichtet.

Ich würde sterben! dachte ich hysterisch. Jetzt!

Der Henker drehte mich herum und warf mir das Seil um den Hals. Er kontrollierte den Sitz der Schlinge mit pedantischer Genauigkeit und zog den Knoten zurecht, während ich wie betäubt auf Cohen und das halbe Dutzend Zeugen herabstarrte, die am Fuße des Galgens standen.

»Es ist soweit, Mister Craven«, sagte Cohen kalt. »Haben Sie noch einen letzten Wunsch?«

Ich wollte etwas sagen – ganz gleich was, nur irgend etwas, um noch ein paar Sekunden zu gewinnen, noch einige kostbare Augenblicke länger am Leben zu bleiben, aber meine Stimmbänder versagten mir den Dienst, und so schüttelte ich nur den Kopf.

Cohen nickte, als hätte er nichts anderes erwartet.

»Dann möge Gott Ihrer Seele gnädig sein, Mister Craven«, sagte er ruhig. Und fügte hinzu: »Henker von London, tu deine Pflicht.«

Seine Worte drangen wie aus weiter Ferne an mein Bewußtsein. Ich sah nach oben und starrte gegen die fleckige Decke, und absurderweise verspürte ich nichts als ein tiefes Bedauern, nicht darum gebeten zu haben, den Sonnenaufgang noch einmal sehen zu dürfen. Jetzt war es zu spät.

Ich fühlte mich plötzlich so leicht wie eine Feder; fast schwerelos. Alle meine Gedanken wirbelten um Howard und Priscylla und um das Haus am Ashton Place. Als der Henker den Hebel ergriff und mit einem kräftigen Ruck daran zog, war es für mich nicht mehr als die Bewegung eines undeutlichen Schattens. Ich spürte nicht einmal, wie der Boden unter meinen Füßen wegsackte, nur einen kurzen Moment

wirklicher Schwerelosigkeit, und dann für einen noch kürzeren Moment den absurden Gedanken, daß ich irgendwo einmal gelesen hatte, hängen solle ein sehr angenehmer Tod sein.

Aber das stimmte nicht.

E N D E des ersten Teiles

Fortsetzung folgt

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Womit niemand gerechnet hat – es ist geschehen. Kein Trick. Kein rettendes Kommando in letzter Sekunde. Kein böser Alptraum.

Robert Craven, der HEXER, ist tot.

Es fällt verständlicherweise schwer, unter dem Eindruck dieser Geschehnisse auf den nächsten Band hinzuweisen.

Kann es überhaupt eine Fortsetzung geben? Ist nicht mit dem Tod des Helden auch die Serie sinnlos geworden?

Sie ist es nicht.

Die Story geht weiter!

Dramatischer und spannender als je zuvor – und mit einer Wendung, die Euch alle überraschen wird.

Band 35: ein neuer Höhepunkt in der Saga um den HEXER. Wer *diesen* Roman versäumt, hat selbst schuld...

Die seelenlosen Killer